

1,40 DM / Band 89
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 Lm. / Spanien P 60



Die Werwolf-Insel

John Sinclair Nr. 89

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 18.03.1980

Titelbild von Esteban Maroto

Sinclair Crew

Die Werwolf-Insel

Die Insel lag vor der englischen Küste und hieß Army Island. Dort wurden die härtesten Soldaten der Armee in einer Sondertruppe ausgebildet. England war stolz auf diese Elite, doch niemand ahnte, daß nicht nur Soldaten die Insel bevölkerten, im Hintergrund war ein böser Keim aufgegangen, der seinen dämonischen Einfluß von Tag zu Tag vergrößerte.

Werwölfe wurden geboren.

Und sie fanden auf Army Island einen idealen Nährboden...

Der Fischer Ben Copley bekam einen trockenen Hals, als er das schnelle Küstenboot auf seinen eigenen Kahn zurasen sah.

»Verdammt auch!« fluchte er und rüttelte Jack, seinen Bruder, wach.

»Was ist denn?« brummte der und erhob sich schlaftrunken.

Bens Hand schnellte nach vorn. Sie wies auf die beschlagene Scheibe des Ruderhauses. »Das Boot, es wird... uns... rammen!«

Schlagartig war Jack Copley hellwach. Er und sein Bruder besaßen das Boot gemeinsam. Während Ben ein Fischer durch und durch war, kannte sich Jack mit der Technik des Bootes aus. Er war auch der Steuermann und Kapitän zugleich.

Seitdem die Themse wieder sauber geworden war, konnte man auf dem Fluß auch fischen. Doch die Copleys hatte es in das Mündungsgebiet der Themse gezogen.

Hier hatten sie die beiden Lagerräume so manches Mal voll bekommen, und es würde gar nicht mehr lange dauern, da konnten sie sich ein neues Schiff leisten.

Doch erst mußten sie das alte heil nach Hause bekommen. Und das sah in diesem Moment schlecht aus.

Der schnelle Küstenkreuzer hielt seine Geschwindigkeit unverändert bei. Er würde das Fischerboot an der Steuerbootseite rammen und in zwei Teile spalten, wenn nicht schnell etwas geschah.

Und dafür sorgte Jack Copley.

Er startete den Motor und kurbelte wild am Rad, so daß sich ihr Boot nach backbord drehte.

Ben Copley schaute fiebernd zu. Er konnte selbst nichts machen, mußte alles dem erfahrenen Bruder überlassen.

Das Küstenboot war jetzt nur noch wenige hundert Yards entfernt. Man konnte die Sekunden zählen, wann es das andere Schiff ramnte. Ben Copley hatte die Hände zu Fäusten geballt. Seine Fingernägel stachen in das Fleisch. Er zitterte und bebte.

Jack tat, was er konnte.

Wie verrückt kurbelte er am Steuer. Langsam schwang das Fischerboot herum. Es war altmodisch und sehr träge, längst nicht so schnell wie die modernen Schiffe.

»Jetzt!« Ben Copley schrie auf. »Jetzt ist es da!« Er verlor schnell die Nerven und riß beide Hände vor das Gesicht.

Riesengroß tauchte das Schnellboot vor dem Steuerhaus des Fischerkahns auf. Es war graugrün gestrichen. Die Aufbauten glänzten naß. Hoch schob sich der Bug des Bootes aus den grauen Fluten. Ben Copley kam er vor wie ein stählerner Riese, der alles fressen würde.

Spritzwasser gischtete hoch, übersprühte das Ruderhaus des kleinen Fischerbootes und...

Plötzlich war alles vorbei.

Das Schnellboot hatte den Fischerkahn nicht gestreift. Als Ben Copley

den Kopf drehte, sah er das Heck bereits im feinen Dunst verschwinden.

Stöhnend ließ er sich auf eine Sitzbank fallen, während das Boot unruhig schaukelte und von den Wellenbewegungen einmal hoch und dann wieder nach unten geschleudert wurde.

Aber die Gefahr war vorüber.

Jack Copley reckte seine Faust gegen die Decke des Ruderhauses. »Mann, das war knapp!« rief er. »Bald hätten wir den Engeln good morning sagen können.« Er grinste und holte aus einem Fach die Flasche mit dem Brandy. »Darauf können wir einen Schluck vertragen!«

Ben schüttelte den Kopf. »Ich nicht.«

»He, was ist mit dir?«

Ben schaute Jack an. »Hast du es denn nicht gesehen?« flüsterte er.

»Was gesehen?« Mit den Zähnen zog Jack den Korken aus der Flasche, trank aber noch nicht.

Ben Copley schluckte. Sein Gesicht war grau vor Angst. Der Blick flackerte.

»Was ist los?«

Ben holte tief Luft. »Der Mann am Ruder des Schnellbootes! Hast du den nicht gesehen?«

»Nein, zum Teufel!«

Ben lachte glucksend auf. »Teufel, da hast du fast recht. Jack, der Kerl war kein Mensch!«

»Sondern?« fragte Jack grinsend.

»Ein Ungeheuer, ein Werwolf!«

Da fiel Jack Copley die Flasche aus der Hand.

Der Hyde Park, Londons Grüne Lunge, war im Sommer ein herrlicher und beliebter Treffpunkt für junge Leute und alte Menschen. Doch im Spätherbst und im Winter war es dort unheimlich und manchmal widerlich.

Widerlich deshalb, weil die grauen Tage und dunklen Nächte immer wieder lichtscheues Gesindel anzog, das sich in den Büschen und finsternen Ecken des Parks versteckte und auf einsame Spaziergänger wartete. Sie überfielen aber auch Autofahrer oder Liebespärchen. Nicht selten hatte es Tote gegeben.

Zahlreiche Wege durchkreuzten den Park, an der Westseite stand ein Museum und ziemlich in der Mitte eine Polizeistation.

Aber die Beamten konnten ihre Augen nicht überall haben. Sie liefen zwar Streife, doch der Park war zu groß. Zudem boten die nach draußen führenden Straßen zahlreiche Fluchtmöglichkeiten.

Dieser Dienstag im November war wieder einmal so ein Tag. Nebel

drückte über London. Die Spitze des Tower war nicht mehr zu sehen, und den schlanken Turm von Big Ben konnte man höchstens noch ahnen.

Eben typisches Londoner Nebelwetter. Die Wagen krochen nur so durch die City. Die hellen Scheinwerfer nutzten nur wenig, denn das Licht wurde vom Nebel schon nach wenigen Handspannen verschluckt.

Wer nicht unbedingt in die grauweiße Suppe raus mußte, der blieb lieber zu Hause.

Nicht so Slim Beckett und Mick Elmer.

Für sie war das Wetter gerade recht. Denn sie lebten von dem, was sie anderen raubten. Die beiden jugendlichen Verbrecher gehörten zu den sogenannten Hyde-Park-Banden, die in diesen Grünanlagen ihr Unwesen trieben. Vor einem Mord aber hatten sie bisher zurückgeschreckt.

Irgendwo schlug eine Kirchturmuhren siebenmal, als die beiden Jugendlichen den Park betraten.

Etwa zwanzig Yards schritten sie auf einem der Wege, dann aber huschten sie in die Büsche, weil aus der grauen Watte zwei Männer auftauchten, die Polizeiuniformen trugen. Und den Beamten wollten sie nicht gerade in die Hände fallen.

Ruhig warteten sie ab, bis der Nebel die Polizisten verschluckt hatte.

Sie sahen fast aus wie Zwillinge, trugen beide schwarze Lederjacken, die feucht glänzten und aufgesetzte Taschenklappen besaßen. Ihre Haare verschwanden unter Wollmützen, die jedoch so lang gestrickt worden waren, daß sie die Mützen vor ihre Gesichter ziehen konnten und dabei nur zwei Schlitz für die Augen freiblieben.

Slim Beckett war etwas größer als sein Kumpan. Dafür aber nicht so breit in den Schultern. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, der, weil ungepflegt, in seinem Gesicht wie wucherndes Gestrüpp wirkte.

Mick Elmer hatte keinen Bart und dünnes flachsblondes Haar, er war ein farbloser Typ, der überall herumgestoßen wurde. Im Elternhaus ebenso wie auf der Arbeitsstelle, wo er vor wenigen Monaten rausgeflogen war. Stark wurde er erst, wenn er seinen Totschläger in der linken und den Schlagring in der rechten Hand hielt.

Slim Beckett verließ sich auf seine alte Armeepistole, die er seinem Vater gestohlen hatte. Die Waffe stammte noch aus dem Zweiten Weltkrieg, doch sie funktionierte ausgezeichnet, weil Beckett sie sehr pflegte.

Beide hatten sich vorgenommen, an diesem Abend und auch in der Nacht gute Beute zu machen.

»Drei Liebespaare müssen dran glauben!« hatte Slim Beckett gerufen und sich dabei die Hände gerieben.

Bei seinem Partner erntete er nur Zustimmung.

Die Polizisten waren verschwunden, und die beiden Jugendlichen verließen ihr Versteck.

Sie hatten ihr Revier, gingen vorgezeichnete Wege und kannten auch die verschwiegene Ecken, in die sich die Paare gern verzogen. Vor einigen Wochen waren ihnen dreihundert Pfund in die Hände gefallen. Da hatten sie einen reichen Kerl aufgestöbert, der sich mit seiner Sekretärin vergnügte und den beiden das Geld förmlich aufdrängte, damit nur nichts an die Öffentlichkeit geriet, denn der Mann war verheiratet.

Von solch einer Chance träumten Beckett und Elmer noch immer.

Der Weg, den sie gingen, durchschnitt den Park wie mit einem Lineal gezogen. Er würde im weiteren Verlauf auf die Polizeistation zuführen, aber bis dahin wollten die beiden jugendlichen Gangster nicht laufen.

Sie bogen vorher ab.

Ein schmaler Pfad wand sich durch dichtes Buschwerk. Hier war es stockfinster. Die entlaubten Kronen der Bäume wurden vom Nebel und der Dunkelheit verschluckt. Irgendwo tropfte Wasser zu Boden. Manchmal knackte oder raschelte es, wenn von den jungen Männern Äste oder Laub zertreten wurde.

Sie näherten sich dem ersten Liebesnest. Es war eine Sackgasse, ausgebaut in der Art eines Wendehammers, und sie endete vor einer Wand aus Bäumen.

Dort standen oft die Wagen der Pärchen. Dieser Platz lag noch nahe am Ausgang, so war es ziemlich einfach zu fliehen.

Slim Beckett trat als erster aus dem schützenden Gebüsch. Seine Gestalt wurde von den Nebelfetzen umwabert, die die Umrisse des Körpers seltsam verschwommen nachzeichneten und aus dem jungen Mann eine regelrechte Horrorgestalt machten.

Kein Laut war zu hören, und nicht ein Wagen stand im Wendehammer.

»Mist auch!« zischte Mick Elmer, der neben seinen Kumpan getreten war und sich schüttelte, da ihm ein Wassertropfen vom Kragen den Rücken hinunterrann.

Beckett hob die Schultern. »Was willst du machen? Wir können ja noch warten.«

»Bei dem Wetter kommt keiner.«

Slim Beckett lachte auf und machte eine schmutzige Bemerkung, die Mick ein Grinsen entlockte.

Drei Sekunden später grinste er nicht mehr. Da spannten sich seine Gesichtszüge.

Von rechts tauchten zwei schwache Lichtpunkte auf, die sich hin und herbewegten, weil der Wagen schaukelte.

»Mann, da kommt jemand!« flüsterte Beckett.

Mick Elmer nickte nur. Seine Hand verschwand bereits unter der Lederjacke. Als die Finger wieder zum Vorschein kamen, hielten sie einen Hammer umklammert.

Dann traten die beiden jungen Banditen zurück.

Der Wagen näherte sich immer mehr. Seine Konturen tauchten aus dem Nebel auf.

Es war ein alter R 4.

»Da ist nichts zu holen«, wisperte Elmer.

»Abwarten«, gab Slim Beckett ebenso leise zurück.

Der Wagen fuhr fast bis zum Ende des Wendehammers und blieb stehen.

Die Scheinwerfer erloschen.

Elmer zog seinen Totschläger hervor. »Die kommen uns gerade richtig.«

»Halt die Schnauze!« zischte sein Kumpan.

Im Innern des Wagens bewegten sich zwei Schatten. Am Steuer saß ein Mann, daneben das Mädchen. Die beiden Gangster glaubten für Sekunden, das blonde Haar des Girls zu sehen, dann wurde es jedoch vom Rücken des Mannes verdeckt.

Ein Feuerzeug flammte auf. Wenig später glühten zwei Punkte. Das Paar rauchte.

»Mann, die machen es aber spannend«, flüsterte Mick Elmer. Unruhig trat er von einem Fuß auf den anderen, weil er sich nicht mehr beherrschen konnte. »Sollen wir jetzt schon oder erst zuschauen?«

»Wir gehen hin!« entschied Beckett. »Ich habe keine Lust mehr, hier zu stehen.« Nach diesen Worten zog er seine Armeepistole und lud sie durch.

Die beiden nickten sich noch einmal zu und lösten sich aus der Deckung neben dem Weg.

Niemand von ihnen hatte gesehen, daß auch sie beobachtet wurden. Zwar nicht von einem Straßenräuber oder Gangster, sondern von einem Geschöpf, das viel schlimmer war als beide zusammen.

Im Gebüsch gegenüber lauerte ein Werwolf!

Die gelben Augen leuchteten böse, das Maul war aufgerissen und entblößte messerscharfe Zähne. Doch der Nebel deckte die unheimliche Gestalt mit seinem grauen Schleier zu.

Slim Beckett und Mick Elmer zogen ihre Wollmützen nach unten. Jetzt war von ihren Gesichtern nichts mehr zu sehen. Nur die Augen funkelten hinter den Schlitzen.

Sie teilten sich. Slim würde von rechts an den parkenden Wagen heranschleichen, Mick von links.

Darin hatten sie Routine.

Innerhalb des Renaults glühten in regelmäßigen Abständen die Zigaretten auf. Der Fahrer hatte nur Augen für das Mädchen, ihn

interessierte es nicht, was draußen vor sich ging.

Während Slim Beckett das Pärchen ablenkte, wollte Mick Elmer mit dem Hammer die Scheibe einschlagen, denn die Türen waren meist verriegelt.

Aber auch der Werwolf hatte schon seine Opfer im Visier.

Und das waren die beiden Straßenräuber.

Obwohl seine Gestalt übergroß war, bewegte er sich doch vorsichtig und auch geschmeidig. Die Geräusche, die er zwangsläufig produzierte, wurden vom Nebel verschluckt.

Er verließ seine Deckung und stand auf dem Weg.

Ein Monster, ein Untier.

Zottiges Fell bedeckte den Körper. Eine lange Schnauze, funkelnde gelbe Augen und ein Maul, aus dem Geifer tropfte. Eine mörderische Bestie, ein Leitwolf des Schreckens...

Er schlich näher...

Die beiden jugendlichen Gangster hatten inzwischen ihre Plätze eingenommen. Es war wirklich wie bei einem Kinostück. Rechts und links des Wagens schlichen sie heran.

Der Werwolf interessierte sich für Mick Elmer.

Drei Schritte brachten ihn dicht hinter den jungen Mann. Elmer holte aus, aber auch der Werwolf.

Seine Pranke fiel nach unten und knallte auf die Schulter des jugendlichen Verbrechers.

Elmer fuhr herum und...

Sein Gesicht zerfiel förmlich. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht. Dicht vor seinen Augen zitterte die Fratze des Ungeheuers mit dem weitaufgerissenen Maul.

Mick Elmer wollte schreien, doch der Werwolf verhinderte es mit seiner Pranke. Sie kam mit ungeheurer Wucht.

Mick Elmer, der jugendliche Verbrecher, wurde quer über den Weg geschleudert, stolperte über den Randstein des Weges und fiel kopfüber in ein Gebüsch.

Brüllend setzte der Werwolf nach.

Jetzt erst wurde Slim Beckett aufmerksam. Er hatte sich bisher so konzentriert, daß er auf die übrigen Geräusche gar nicht mehr achten konnte.

Das Brüllen schreckte ihn auf.

Beckett drehte den Kopf.

Die Mütze schränkte sein räumliches Sichtfeld ein, so daß er den Werwolf nicht sofort erkannte. Mit einem Ruck zog er sich die Wollmütze vom Kopf.

Beckett sah die grauenhafte Gestalt nur von hinten, aber er bekam mit, wie sie sich vom Boden abstieß und auf seinen Freund zuhechtete, der im nassen Gras neben dem Weg lag.

Ein gellender Schrei!

Mick hatte ihn ausgestoßen. Dann endete dieser Ruf abrupt. Ein letztes Stöhnen, danach grauenhafte Geräusche.

Beckett verkrampfte innerlich. Eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken. Vor Entsetzen stöhnte er auf.

Gleichzeitig wurde die Wagentür aufgestoßen. Ein schlaksiger junger Mann sprang ins Freie. Auch er und das Mädchen waren von den Schreien alarmiert worden.

Der junge Mann sah den massigen Körper der Bestie, die sich langsam aufrichtete und sich umdrehte.

Die gelbleuchtenden Augen fixierten den jungen Autofahrer und Slim Beckett.

Letzterer schüttelte den Kopf; Für ihn war es unbegreiflich. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er noch immer seine Armeepistole in der Hand hielt.

Schießen, er mußte schießen.

Beckett hob die Waffe, legte den ausgestreckten Arm auf das Autodach, damit er Halt bekam, zielte genau und drückte ab.

Trotz des Nebels konnte er den massigen Körper gar nicht verfehlen. Trocken peitschte der Schuß. Innerhalb der Nebelwand hörte er sich seltsam dumpf an.

Einen Moment später hieb die Kugel in den Körper der Bestie.

Der Werwolf zuckte zusammen, fiel aber nicht.

Beckett feuerte ein zweites Mal. Wieder hörte er das Geräusch des Aufpralls.

Der Werwolf blieb stehen.

Beckett begriff nicht. Er wußte nicht, daß normale Kugeln gegen diese Bestien nichts ausrichteten und nur geweihtes Silber sie töten konnte. Der Werwolf schluckte die Kugeln als wären sie harmlose Pillen.

Aber jetzt hatte er seinen neuen Gegner erkannt und machte sich daran, auf Beckett zuzugehen.

Der jugendliche Räuber begann zu zittern.

Gleichzeitig reagierte der Fahrer des Wagens. Er warf sich in sein Auto, hämmerte die Tür zu und drehte den Zündschlüssel. Eine dicke Auspuffwolke schoß aus dem Rohr, vermischte sich mit dem Nebel zu einem quirlenden Gebilde, der Wagen ruckte, und im Unterbewußtsein vernahm Slim Beckett die Schreie des Mädchens.

Der Renault schaukelte und schleuderte, als er in die Kurve gerissen wurde.

Der Werwolf stand im Weg.

Vom Nebel umwallt wurde seine Gestalt, und die Scheinwerfer des Wagens hoben ihn diesmal ziemlich deutlich hervor.

Der Fahrer hielt genau auf die Bestie zu.

Etwas klirrte. Der Werwolf bekam einen Stoß und flog zur Seite, ein

Scheinwerfer verlöschte. Dann war der Renault vorbei.

Zurück blieb ein Untier und Slim Beckett.

Slim bekam das große Zittern. Der Werwolf hatte sich ihn als Opfer ausgesucht, daran gab es keinen Zweifel mehr. Leicht geduckt und mit aufgerissener Schnauze, kam er näher, die Arme waren etwas ausgebreitet, so als wollte er sein Opfer einfangen, wenn es flüchtete.

Beckett schoß abermals.

Diesmal jagte er das Magazin leer. Die Kugeln trafen den massigen Körper der Bestie, schüttelten sie durch, aber richteten keinen Schaden an.

Der Werwolf blieb auf den Beinen!

Unverletzt...

Dann griff er an.

Geschmeidig stieß er sich vom Boden ab, sein Maul war weit aufgerissen, die Zähne blitzten, und Slim Beckett kam nicht mehr dazu, sich zur Seite zu werfen.

Die Bestie war schneller.

Beckett sah noch das schreckliche Maul dicht vor seinen Augen auftauchen, hörte das widerliche Fauchen und spürte im nächsten Moment den alles verzehrenden Schmerz, der ihn in den Schacht des Todes hineinriß.

Der Werwolf hatte sein zweites Opfer gefunden.

Aber das sollte erst der Anfang sein...

Die beiden Polizisten rauchten ihre Zigaretten in der hohlen Hand. Schließlich brauchte niemand zu sehen, daß sie eine kleine Pause einlegten.

Die Beamten waren alte Routiniers. Sie kannten den Park wie ihre Westentasche. Auch im Nebel konnten sie sich nicht verlaufen.

Sie genossen die kleine Pause. Doch die Ruhe verschwand, als sie plötzlich die Schreie hörten.

Seltsam dumpf und verzerrt drangen sie an ihre Ohren, aber es gab keinen Zweifel, das waren Schreie.

»Verdammt!« fluchten sie wie auf Kommando und warfen ihre Kippen fort.

Zwei Sekunden später rannten sie schon. Die ungefähre Richtung hatten sie trotz des Nebels herausbekommen.

Die Polizisten nahmen nicht den normalen Weg, sondern eine Abkürzung. Sie brachen quer durch die Büsche. Deshalb sahen sie auch nicht den Renault, der ihnen sonst entgegengekommen wäre.

Die Polizisten stolperten fast über die erste Leiche. Sie lag neben dem Weg im Gras.

»Taschenlampe!«

Einen Herzschlag später stach der Strahl dem Boden entgegen.

»Mein Gott!«

Die beiden Beamten waren fassungslos vor Entsetzen. Der Tote war schrecklich zugerichtet.

Sie brachten keinen Ton mehr hervor, und als sie die zweite Leiche fanden, wurde ihr Entsetzen noch größer.

Einer von ihnen mußte sich übergeben. Beide ahnten jedoch nicht, daß der Werwolf sie aus sicherer Deckung beobachtete...

Die Fotos waren gestochen scharf, sie enthielten alle Einzelheiten, denn die Polizeifotografen verstanden ihr Handwerk.

Das waren in diesem Fall zwei Leichen.

Ich schluckte hart. Der Kaffee wollte mir einfach nicht schmecken, auch die Zigarette nicht.

Ich drückte sie aus.

Sir Powell, mein Chef, schaute mich sehr ernst an. »Sie haben die Zeugenberichte gelesen?« fragte er.

Ich nickte.

Der Superintendent faßte noch einmal zusammen. »Dieses Liebespaar ist zu einem Schäferstündchen in den Hyde Park gefahren, hat angehalten, wußte aber nicht, daß es beobachtet wurde. Zwei jugendliche Räuber wollten die beiden überfallen. Dazu kam es nicht. Ein Ungeheuer tauchte auf, wie das Paar berichtete. Wir haben nachgehakt und auch eine gute Beschreibung geliefert bekommen. Es war ein Werwolf, der diese grausamen Morde verübt hat.«

»Gibt es keinen Zweifel?« fragte ich, denn bei der Vorstellung, daß sich Werwölfe in London herumtreiben sollten, wurde mir der Kragen eng.

»Nein.«

Ich holte tief Luft. Sir Powell hatte mich an diesem Morgen wirklich böse überrascht. Die Toten waren von zwei Polizisten gefunden worden, die sofort eine Großfahndung eingeleitet hatten; aber zu einem Erfolg führte sie nicht.

Der Werwolf blieb verschwunden.

Doch da gab es noch eine Meldung, die Sir Powell aufgeschreckt hatte. Zwei Fischer, die an der Themsemündung ihrem Job nachgegangen waren, hätten fast eine Kollision mit einem Schnellboot gehabt. Und am Ruder des Bootes hatte ein Werwolf gestanden.

Kein Zweifel, einer der Männer hatte ihn genau gesehen und ihn auch beschrieben.

Werwölfe dort, Werwölfe in London. Gab es eine Verbindung?

Sir Powell reichte mir die Mappe mit den schriftlich niedergelegten Aussagen. »Lesen Sie sich die Berichte der Fischer genau durch,

wahrscheinlich müssen wir dort den Hebel ansetzen. Eins ist merkwürdig...«

Ich horchte auf. Das war typisch Sir Powell. Er rückte meist am Schluß des Gesprächs noch mit irgend etwas heraus.

»Das Boot, das die Fischer fast gerammt hätte, gehört zur Army. Genauer gesagt, in der Nähe der Themsemündung existiert eine Insel, die ein Ausbildungscamp unserer Armee beherbergt. Dort werden die Kameraden fit gemacht, die einmal in einer Sondertruppe zur Terroristenbekämpfung zusammengefaßt werden. Es kann natürlich sein, daß das Boot gestohlen wurde, aber daran möchte ich nicht glauben, denn eine Verlustanzeige ist nicht aufgegeben worden.«

Ich nickte. »Sie halten die Spur für heiß, Sir?«

»Sehr sogar.« Sir Powell lächelte falsch. Ich wußte, das dicke Ende kam. »Waren Sie eigentlich beim Militär, John?« fragte er, obwohl er genau wußte, daß ich es nicht war, denn bei uns gibt es eine Armee von Freiwilligen.

»Nein, Sir!«

»Dann wird es eigentlich Zeit, daß Ihnen mal etwas Schliff beigebracht wird.«

Ich grinste, nahm Haltung an, grüßte zackig und sagte: »Yes, Sir!« Dann wurde ich wieder ernst. »Meinen Sie, daß ich eine Uniform anziehen soll, um mich auf diese Insel zu begeben?«

»Das genau sollte es heißen!«

Plötzlich lag mir ein Stein im Magen. Ich konnte vieles vertragen, aber wenn man mich herumkommandieren wollte, wurde ich sauer.

Sir Powell lächelte mokant, und seine Augen hinter den dicken Brillengläsern funkelten. »Sehen Sie eine andere Möglichkeit, John?«

»Nein, im Augenblick nicht.«

»Na bitte.«

Ich ging und ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut...

Der Wind hatte aufgefrischt. Er trieb die Wellen des Meeres hoch, spielte mit ihnen, formte sie zu langen Gebilden und schleuderte sie gegen den Bug des Bootes, das mit zehn Knoten Geschwindigkeit die graugrüne See durchpflügte.

Hier in der Themsemündung spürte man schon etwas von der Weite des Atlantischen Ozeans. Die Luft war merklich rauher, der Wind wehte stärker und trieb lange Gischtschleier über die Dünung der See.

Bill Conolly stand geschützt im Ruderhaus des Schiffes. Er selbst war wetterfest angezogen, trug eine Parkajacke, derbe Cordhosen und auf dem Kopf eine blaue Prinz-Heinrich-Mütze.

Der Steuermann neben dem Reporter pffte vergnügt ein Liedchen vor sich hin, während er wie Bill Conolly die See beobachtete.

»Bald wird die Insel auftauchen, Mr. Conolly«, sagte der Mann am Ruder und deutete auf das Fernglas. Es lag neben den beiden Fotoapparaten auf der Konsole.

Bill griff zum Glas.

Er hielt den Feldstecher gegen die Augen, doch die Insel war noch nicht zu erkennen. Dort, wo Himmel und Meer zusammenwuchsen und einen Horizont bildeten, verschwamm alles in einem düsteren Grau.

Bill Conolly setzte das Glas ab. »Ich sehe nichts«, sagte er ehrlich.

Der Steuermann lachte. »Ja, Mr. Conolly, Sie haben eben keine Seemannsaugen.«

»Werde ich auch nie bekommen!« Bills Blick glitt nach backbord. Ein Öltanker durchpflügte das Wasser. Er war voll beladen und stampfte schwer.

Bill Conollys Gedanken glitten hin zu dem Fall, der ihn auf die Insel führte.

Army Island hieß der Flecken mitten im Meer. Irgendein General hatte ihm diesen Namen gegeben. Und auf Army Island wurden die härtesten Soldaten geschmiedet. Bill wollte eine Reportage darüber machen, deshalb diese Fahrt.

Normalerweise war es so gut wie unmöglich, daß sich ein Reporter auf der Insel umsaß, aber bei Bill hatte man eine Ausnahme machen müssen.

Der Befehl kam direkt vom Innenministerium. Und dafür hatten zwei Leute gesorgt.

Einmal Superintendent Sir Powell und zum zweiten ein gewisser Oberinspektor Sinclair.

Denn ich wollte Rückendeckung haben. Suko hätte ich schlecht mit auf die Insel nehmen können, er wäre zu sehr aufgefallen, aber Bill als Reporter und Journalist machte das mit der linken Hand, wie er sagte.

Er war natürlich Feuer und Flamme gewesen. Im Gegensatz zu seiner Frau Sheila, die unseren letzten Fall noch in unangenehmer Erinnerung hatte. Die Sache mit den »Hot Devils«, dieser Rockband, hätte verdammt schlimm enden können.^[1]

Aber Bill war eingestiegen. Und so ganz hatte er Sheila nicht aufgeklärt, sondern nur gesagt, daß er ein paar Aufnahmen machen wollte. Mehr nicht.

Über das Auftauchen der Werwölfe war der gute Bill Conolly allerdings unterrichtet worden. Er hatte deshalb Vorsorge getroffen und sich eine mit Silberkugeln geladene Waffe eingesteckt.

Sollte sich Sir Powells und mein Verdacht bestätigen, dann stand ich wenigstens nicht allein auf der Insel, denn Bill wollte einige Tage bleiben. Der zuständige Commander hatte ihm sogar ein Zimmer innerhalb des Kasernenblocks zur Verfügung gestellt.

Auf jeden Fall war der Reporter gespannt.

»Schauen Sie jetzt mal hindurch«, sagte der Steuermann lächelnd.

Bill griff abermals nach dem Glas.

Und nun sah auch er den dunkleren Strich, der sich vor dem Horizont abhob.

Army Island!

»Die Insel ist aber noch ziemlich weit weg«, meinte er.

Der Steuermann schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Conolly. Bei diesem Wetter täuschen die Entfernungen sehr.«

»Und wann erreichen wir das nette Fleckchen?«

»Ich würde sagen, in einer Viertelstunde können wir anlegen.«

»Ich verlasse mich darauf.«

Der Steuermann grinste. »Das können Sie auch.«

Bill Conolly beobachtete weiter. Langsam schälten sich aus dem Dunst die Konturen der Insel. Und selbst er als Nicht-Seefahrer erkannte an der zackigen Küstenlinie, daß es äußerst schwierig sein mußte, dort anzulegen. In spitzen Winkeln stachen die Felsgebilde ins Meer. Als Höcker ragten sie aus dem Wasser und wurden in regelmäßigen Abständen vom weißen Schaum der Brandung überspült.

Dahinter brach sich das Wasser an der Steilküste. Hoch gischteten die Wellen, schienen entgegen der Schwerkraft an den Felsen hinaufzulaufen zu wollen, um dann doch den Gesetzen der Physik zu gehorchen und schäumend im Meer zu landen.

Es war ein ewiges Wechselspiel der Natur, die auch ihre Zeichen im Fels hinterlassen hatte. Er war oft ausgewaschen zu Trichtern und Rinnen, die wiederum Anflugplätze für die Vögel der See bildeten.

Nur schwer konnte sich Bill Conolly von diesem grandiosen Bild losreißen.

Der Steuermann lächelte. »Es ist immer gewaltig, wenn man die Insel anläuft.«

Bill stimmte ihm zu.

Das Boot fuhr jetzt langsamer. Erste gefährliche Strudel und Untiefen lauerten auf das Schiff wie gefräßige Ungeheuer. Unter der Oberfläche stachen spitze Felsen in die Höhe, die die Bordwand eines Bootes aufreißen konnten.

Bill Conolly sah aber auch den kleinen Hafen, der von Menschenhand geschaffen worden war. Betonmauern brachen die stürmische See. Dahinter lag gut geschützt das ruhige Gewässer. Einige Schnellboote der Marine dümpelten am Kai. Ebenfalls bunte Motorboote.

Der Steuermann kannte sich aus. Vorsichtig umrundete er mit seinem Boot die gefährlichen Klippen, und schon bald liefen sie in ruhiges Gewässer.

Die Schaukelei hörte auf. Darüber war der gute Bill Conolly sehr

froh, denn sein Magen machte jede Bewegung mit.

Das Boot legte an.

Alte Autoreifen dämpften den Aufprall gegen den Kai.

»Das war's«, sagte der Steuermann und lächelte Bill zu.

Der Reporter reichte ihm die Hand. »Danke, daß Sie mich so gut übergebracht haben.«

»Ist mein Job.«

Bill nahm seine Tasche und hängte sich die beiden Fotoapparate um. So ausgerüstet sprang er an Land.

Dort wartete bereits das Empfangskomitee. Ein Sergeant und ein Corporal standen neben einem Jeep.

Scharf musterten sie Bill Conolly, als er vor ihnen stehenblieb.

Bill grinste. »Habe ich was an mir?« erkundigte er sich.

Der Sergeant leckte sich die Lippen. »Nein, Mister, aber auf Zivilisten sind wir hier nicht scharf.«

Der Corporal nickte bestätigend.

Bill hob die Schultern. »Das kann ich mir denken, aber ich habe eine Besuchererlaubnis.«

»Kommen Sie!« Der Sergeant drehte sich um und öffnete Bill sogar die Beifahrertür des Jeeps.

Der Reporter stieg ein, der Sergeant setzte sich auf den Rücksitz, und der andere Soldat fuhr.

Bill warf noch einen letzten Blick zurück auf das Schiff, mit dem er gekommen war. Der Steuermann hatte es eilig, von hier wegzukommen. Er wendete bereits.

Wenn Bill ehrlich war, dann gefiel ihm die Insel auch nicht.

Über einen pistenähnlichen Weg knüppelte der Fahrer den Jeep einen Berg hoch. Auf der Spitze der felsartigen Erhebung erkannte der Reporter einen bunkerähnlichen Komplex, auf dessen Dach die Fahne des Britischen Königreiches wehte.

Der Weg schlängelte in Serpentina hoch, wurde dann breiter, und schließlich rollten die Räder des Wagens über Asphalt.

Die Straße führte in die Kasernenanlage. Mehrere Wege zweigten ab. Bill erkannte, daß die Anlage schachbrettartig gebaut worden war.

Das triste Grau fiel ihm jetzt schon auf den Wecker. Kein bißchen Grün, keine Bäume oder Pflanzen, die die Atmosphäre auflockerten. Hier zu leben war eine Strafe.

Ein Gebäude stach allerdings hervor. Erstens, weil es in einer Sackgasse lag und zweitens, weil die Fenster des Hauses doppelt so groß waren wie die der anderen Kasernen.

Vor der Tür wehte abermals die Nationalflagge im Wind, und Bill war sicher, die Kommandeursunterkunft vor sich zu haben.

Der Jeep stoppte.

Sofort trat eine Wache aus dem Haus.

Bill wollte aussteigen, doch der Sergeant gebot ihm sitzenzubleiben und erst auf sein Zeichen hin den Wagen zu verlassen.

Der Reporter hob die Schultern. An diese seltsamen Sitten mußte er sich noch gewöhnen.

Der Sergeant sprach ein paar Worte mit dem Wachhabenden, dieser salutierte, und danach durfte Bill Conolly aussteigen. Er schlenderte auf den Eingang zu. Die rechte Hand hatte er in der Parktasche vergraben.

Der Sergeant zog ein schiefes Gesicht. Bill amüsierte sich köstlich über ihn.

Hinter der Tür lag ein kurzer Flur, dessen Steinfliesen glänzten wie ein Spiegel.

Der Korridor mündete in einen breiteren Gang. Links und rechts lagen die einzelnen Zimmer.

Rechts ging es zum Commander.

Er hieß Bruce Stafford, das wußte Bill Conolly. Stafford galt als knochenharter Mann, der auf seine Soldaten keinerlei Rücksichten nahm. Sich selbst gegenüber aber auch nicht. Er lebte nur für seinen Beruf und die Aufgabe, die er ihm stellte.

Hart schlug der Sergeant die Fingerknöchel gegen das Holz der Tür. Er wartete das »Come in« gar nicht erst ab, sondern betrat zusammen mit Bill Conolly das Vorzimmer des Commanders. Eigentlich war Stafford General, aber er hatte in früheren Jahren mal eine Flugstaffel geführt und deshalb den Dienstgrad Commander übernommen.

Bill fand sich in einem nüchtern möblierten Raum wieder. Vier Besucherstühle, Aktenschränke, beigeweiß gestrichene Wände, zwei Schreibtische, Rechen- und Schreibmaschinen und ein Wesen, das überhaupt nicht in die triste Kasernenatmosphäre paßte.

Eine junge Frau, höchstens dreiundzwanzig Jahre alt. Mit rotbraunen lockigen Haaren, einem sanft geschwungenen Mund und so klaren hellen Augen, das man das Gefühl haben konnte, sie würde immer bis auf den Grund der Seele blicken. Das Girl trug eine Leinenbluse und einen Schottenrock. Über die Bluse hatte sie eine unifarbene Strickweste gestreift.

Das Girl lächelte und kam auf Bill mit ausgestreckter rechter Hand zu. »Sie sind sicher Mr. Conolly?«

»Der bin ich.« Bill legte seine Hand in die ihre. Aus den Augenwinkeln bemerkte er den Sergeant. Er stand an der Tür zu Commander Staffords Büro und hatte die Lippen fest zusammengepreßt. So glich sein Gesicht noch mehr einem Nußknacker.

»Mein Name ist Su Howard«, stellte das Girl sich vor. »Ich heiße Sie herzlich willkommen.«

Bill grinste und deutete in die Runde. »Mir scheint, Sie sind der

einzigste Lichtblick in dieser traurigen Umgebung hier. Damit schlieÙe ich auch den Sergeant ein.«

Wenn Blicke töten könnten, wäre Bill jetzt gestorben, so finster blickte der Knabe.

Su Howard aber lachte. »So hat noch nie jemand mit Sergeant Rapp gesprochen.«

»Ich bin eben kein Befehlsempfänger«, erwiderte Bill und strahlte Rapp dabei unschuldig an.

»Der Commander hat leider noch Besuch«, sagte Su und wollte etwas hinzufügen, als sich die Tür zum Zimmer des Kommandanten öffnete und ein blondhaariger hochgewachsener Mann heraustrat.

Aus dem Raum erklang das barsche Organ des Commanders. »Sie nehmen sich dieses Mannes an, Rapp. Sonderbehandlung.«

Der Sergeant riß die Hacken zusammen und schrie sein: »Yes, Sir!«

Su Howard preßte die Lippen zusammen. Ihr tat der Soldat offenbar leid, aber eingreifen konnte sie auch nicht. Dafür meldete sie Bill Connollys Besuch.

»Soll reinkommen!«

Bill setzte sich in Bewegung. Dabei mußte er den Soldaten passieren, und der Reporter sah genau, daß dieser ihm ein Auge zukniff.

Bill grinste zurück.

Ach so, der blonde Soldat war ich!

Wie ein geprügelter Hund schlich ich aus dem Vorzimmer des Commanders. Und ich brauchte mich nicht einmal anzustrengen, deprimiert auszusehen. Der Commander hatte mich angepiffen, daß mir Hören und Sehen verging.

Ich hatte ihn bewußt provoziert, denn ich wollte hier nicht den Fügsamen spielen, sondern gewisse Leute aus der Reserve locken. Meine Haltung war lässig gewesen, ebenso lässig wie die Antworten. Nur daß ich jetzt in die Hände dieses Sergeants gefallen war, das paßte mir überhaupt nicht.

Denn Rapp hatte mich von Beginn an nicht leiden können.

Seit zwei Tagen befand ich mich im Camp. Gestern hatte ich meine Uniform bekommen und war auch sonst eingekleidet worden. Das hieß, im Camp lief ich nur im Drillichzeug herum. Trug auf dem Kopf eine Schirmmütze und an den Füßen Stiefel.

Rapp brachte mich in ein anderes Gebäude, wo meine Bude lag.

Neben ihm ging ich über den Gang. An der Decke brannten Kugelleuchten. Die Wände waren grün gestrichen, kein einziges Bild schmückte sie.

Es sah alles sehr trostlos aus.

Wir hatten frühen Nachmittag. Der Himmel zeigte eine graue

Novemberfarbe, von der See her blies ein steifer Wind. Das Krächzen der Vögel kam mir vor wie ein Trauergesang.

In der Tat, in diesem Camp kam man sich lebendig begraben vor.

Meine Bude, die ich mit einem weiteren Leidensgenossen teilen mußte, lag am Ende des Ganges. Die letzte Tür links. Ich blieb davor stehen und wartete, daß der Sergeant etwas sagte.

»Nehmen Sie Haltung an!« brüllte er. Seine Stimme hallte von den Wänden wider.

Ich stand stramm.

Er schritt um mich herum, streckte seinen Kopf mit dem Nußknackergesicht vor und zog die Mundwinkel nach unten. »Dir reißen wir den... bis zum Stehkragen auf!« brüllte er. »Auf so etwas wie dich haben wir gerade noch gewartet. Der Commander hat eine Sonderbehandlung angeordnet. Wird mir ein Vergnügen sein, die bei dir auszuprobieren.«

Ich nickte.

»Hast du keine Stimme?« schrie er.

»Doch, Sir!«

Er deutete auf die Tür. »Geh rein und hol dein Gewehr. Anschließend geht's ins Gelände!«

Ich verschwand.

Zwei harte Betten, zwei Spinde, zwei Stühle, ein kleiner Tisch. Das war die Einrichtung.

Mein Gewehr stand im Schrank. Ich holte es hervor und hängte mir die Knarre über die Schulter. Da der Sergeant gerade nicht hinschaute, schob ich noch rasch meine mit Silberkugeln geladene Beretta unter die Drillichjacke.

»Bist du endlich fertig?«

»Yes, Sir!«

Diese stupide Antwort fiel mir jetzt schon auf den Geist. Irgendwann würde ich noch durchdrehen.

»Raus!«

Ich trabte los.

»Schneller oder ich mache dir Beine, du lahmarschige Krähe!«

Das wurde ja lustig. Irgendwie ist das Repertoire an Schimpfwörtern in allen Armeen der Welt wohl gleich. Ich rannte durch den Flur, knallte mit den Absätzen auf den Steinboden, und die hallenden Geräusche schallten von den Wänden wider.

Es ist so schön, Soldat zu sein...

Dann stand ich draußen. Von meinen anderen Kameraden sah ich nichts. Sie übten irgendwo auf der Insel.

»Stillgestanden!«

Ich nahm Haltung an.

Der Sergeant verschwand wieder im Bau. Ich mußte so lange warten,

bis er zurückkam.

Nach drei Minuten erschien er wieder. Allerdings nicht allein. In seiner Begleitung befand sich ein Mann, dessen Anblick mir Magenschmerzen bereitete.

Es war First Lieutenant Roderick van Cleef.

Ein geschneigelter Bursche, ein aalglatter Typ und ein Schinder, wie er im Buche stand.

Er hatte pechschwarzes Haar, dunkle Augen mit kalten Pupillen, einen zynisch verzogenen Mund und eine bleiche Gesichtshaut, auf der sich die dunklen Bartschatten abzeichneten.

Kein Stäubchen lag auf seiner Uniform, und in den blankgeputzten Stiefeln konnte man sich spiegeln.

Van Cleef und Sergeant Rapp. Ein wirklich ideales Paar. Die beiden sollten mich also scheuchen.

»Das ist er, Sir!« meldete der Sergeant und grinste zynisch.

Der First Lieutenant kam näher. Seine Hände steckten in Handschuhen. Er hielt sie auf dem Rücken verborgen.

Kalt schaute er mich an.

Ich hielt dem Blick stand.

Das wunderte ihn, denn seine strichdünnen, schwarzen Augenbrauen zogen sich irritiert zusammen.

Ich blieb weiterhin gelassen und konnte nicht vermeiden, daß es um meine Mundwinkel kurz zuckte.

Dieses Lächeln hätte ich lieber bleiben lassen sollen, denn das trieb den kalten Haß in van Cleef hoch.

Einen Schritt vor mir blieb er stehen. Er nahm seine Hände wieder nach vorn, zupfte sich den rechten Wildlederhandschuh von den Fingern und nahm ihn in die linke Hand.

Urpötzlich schlug er mit dem Handschuh zu. Das Leder hätte voll mein Gesicht getroffen, wenn ich nicht zurückgezuckt wäre. Ich reagierte instinktiv. Der Handschuh verfehlte mich. Nur der Luftzug streifte mein Kinn.

Hörbar atmete Sergeant Rapp ein. Das hatte er wohl noch nie während seiner Dienstzeit erlebt.

First Lieutenant van Cleef aber lief rot an. Seine Nasenflügel blähten sich, die strichdünnen Lippen wollten ein Wort formen, dann aber schnippte er mit den Fingern und tat, als wäre ich Luft für ihn.

Ein Bluffer?

Nein, das nicht.

Van Cleefs Befehl erreichte Rapp. »Steigen Sie ein!« sagte er und deutete auf den Jeep, mit dem wir auch gekommen waren. »Sie werden fahren!«

»Yes, Sir!«

Der Offizier wartete ab, bis van Cleef hinter dem Lenkrad saß und

wandte sich dann an mich. »Sie werden uns begleiten, Sinclair. Aber zu Fuß.«

Er sprach's und nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Rapp ließ den Wagen an. Der Motor stotterte zuerst etwas, und langsam setzte sich der Jeep in Bewegung.

Ich lief neben ihm her.

Es war ein leichter Dauerlauf. Als wir das Ende der Kasernenanlage erreicht hatten, stoppte der Sergeant.

Neben dem Wagen blieb ich stehen. Mein Atem ging kaum schneller.

Vor uns breitete sich das Gelände aus. Eine felsige Ebene. Hin und wieder mit trockenem Gras bewachsen, das auch dem rauen Klima hier trotzte. Zahlreiche Spalten und Risse teilten den harten Boden. Der Wind hatte freie Bahn und schnitt durch meine Drillichkleidung.

In der Ferne glaubte ich einige dunkle Punkte zu sehen, die sich hin und herbewegten.

Das waren wohl die Soldaten im Gelände.

»Ja, Sinclair!« schrie der Sergeant, »da hinten wirst du gescheucht.« Er konnte gar nicht mehr normal reden, sondern immer nur laut.

»Das Seil«, sagte van Cleef.

»Sofort, Sir!«

Der Sergeant bückte sich und hob ein Nylonseil vom Boden auf. Grinsend streckte er es dem Offizier hin.

Kalt schaute mich van Cleef an. Mir lief ein Schauer über den Rücken, und der kam nicht nur vom Wind.

»Wir Werden Ihnen jetzt das Laufen beibringen, Sinclair«, sagte er. »Die Hände her!«

Ich überlegte, ob ich mich weigern sollte. Aber ich dachte an meine Aufgabe und biß die Zähne zusammen. Gehorsam hielt ich die Arme hin.

Van Cleef fesselte mir gekonnt die Gelenke zusammen. Dann verknötete er das Ende des Seils an dem Haltegriff am Armaturenbrett.

Ich brauchte kein großer Rater zu sein, um zu wissen, wie der Hase weiterlief. In jedem Kinderwestern sah man solche Szenen. Nur wurde dort der Held von einem Pferd durch die Prärie geschleift. Die Soldaten waren da moderner.

»Los!« befahl van Cleef.

Rapp fuhr an.

Der Jeep bockte, das Seil straffte sich, und mir blieb nichts anderes übrig, als loszulaufen...

Der eisgraue Schnurrbart unter der gebogenen Nase zitterte, die Unterlippe stand um eine Winzigkeit vor, und die Augen erinnerten an farblose Kieselsteine.

Die Uniform saß exakt. Einige Orden blinkten an der schmalen Brust wie Spiegel. Die Haltung war straff und kerzengerade. Nur der fast kahle Schädel wollte nicht so recht zu der äußeren Erscheinung passen.

Sonst wäre Commander Bruce Stafford ein Offizier aus dem Bilderbuch gewesen.

»Schließen Sie die Tür«, sagte er zur Begrüßung, als Bill Conolly über die Schwelle trat.

»Gern, Mr. Stafford!«

Bill sagte bewußt Mister und nicht Commander oder Sir. Er wollte die Fronten direkt abstecken.

Der Commander räusperte sich. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Sie mich mit meinem Dienstgrad oder Sir anredeten?«

Bill hob die Schultern. »Ich bin nicht Ihr Untergebener.«

»Aber Sie unterstehen meinem Dienstbereich und somit meiner Befehlsgewalt, Mr. Conolly. Außerdem habe ich Sie nicht herbestellt. Sie werden von mir nur geduldet.«

»Ist das wahr?« Bill stöhnte. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, obwohl ihm Stafford keinen Platz angeboten hatte. »Ihre vorgesetzte Dienststelle redete da ganz anders. Man sagte mir, daß Sie mir bei meinen Recherchen sehr behilflich sein würden.«

»Sofern Sie sich an die Spielregeln halten, stimme ich Ihnen zu, Mr. Conolly.«

»Und diese Spielregeln wären?« fragte Bill. Er holte seine Zigaretten hervor und klopfte ein Stäbchen aus der Packung.

»Ich bin Nichtraucher!« knurrte Stafford.

»Sorry.« Bill steckte die Packung wieder weg.

»Die Spielregeln sind folgende«, erklärte der Commander, beugte sich dabei vor und stützte beide Hände auf die Platte seines Schreibtisches. »Sie können sich hier frei bewegen, Mr. Conolly, dürfen aber nichts unternehmen, bevor ich Ihnen nicht meine Zustimmung erteilt habe. Das bezieht sich besonders auf Ihre Fotografiererei.« Er deutete auf Bills Kameras.

»Das heißt, ich darf keine Bilder schießen?« erkundigte sich Bill lauernd.

»Ich werde die Motive vorher genehmigen.«

Bill nickte. Dann fragte er: »Wissen Sie, zu welchem Land diese Insel hier gehört?«

»Zu Großbritannien selbstverständlich.«

»Richtig, Commander. Dann ist Ihnen sicherlich bekannt, daß wir stolz auf unsere Demokratie sind. Uns ist die Pressefreiheit heilig. Was Sie hier versuchen, ist eine Beschneidung dieser Grundfreiheit, ein regelrechter Einschnitt in unser demokratisches System.«

Commander Stafford war rot angelaufen. So hatte in den letzten

Jahren noch niemand mit ihm geredet. »Sie brauchen mich nicht zu belehren. Sie nicht!«

»Dann handeln Sie den demokratischen Gesetzen entsprechend!« erwiderte Bill hart. »Und das möchte ich gleich hier ausprobieren. Ist es gestattet, von Ihnen eine Aufnahme zu schießen, Commander?«

Stafford nickte. Doch zuvor setzte er sich seine Mütze auf.

Bill mußte grinsen, als er das sah. Er schaute durch den Sucher, hatte Stafford gut im Bild und drückte auf den Auslöser. »Danke, Sir, das war ausgezeichnet. Ich weiß gar nicht, weshalb Sie sich so aufgeregt haben. Läuft doch alles bestens.«

Der Commander setzte sich endlich. Er nahm seine Mütze wieder ab und fixierte Bill aus kalten Augen. »Was haben Sie vor, Mr. Conolly?«

»Nun, ich schreibe einen Bericht für eine große Illustrierte, und ich möchte diese Geschichte so lebensecht wie möglich an unsere Leser bringen.«

»Erklären Sie das!«

»Ich bin dabei, Commander. Unter lebensecht verstehe ich Action. Ich will den Alltag der Soldaten aufnehmen. Sie beim Kampf fotografieren, aber auch draußen im Gelände, während der Härteausbildung. Ich möchte sie schießen sehen und ihre Meinungen hören. Ich will auch in der Kantine dabei sein, wenn es die großen Saufabende gibt. Das ist alles, Commander.«

»Bei uns in der Kantine gibt es keine Saufabende!« erwiderte Bruce Stafford scharf.

»Dann wäre dies hier die einzige Armee der Welt, in der so etwas nicht geschieht.«

»Hier wird gearbeitet, Mr. Conolly!«

Bill lächelte. »Ich lasse mich gern vom Gegenteil überzeugen. Deshalb brauche ich Ihre Erlaubnis, um mich innerhalb des Lagers frei bewegen und umsehen zu können.«

»Ich werde dabei sein!«

Bill Conolly lachte. »Sie wollen auf mich aufpassen?«

»Die Vorschriften wollen es so.«

»Natürlich, die Ausrede ist immer gut.« Bill sah, wie der Commander rot anlief und schwenkte blitzschnell um zu einem anderen Thema. »Da ist mir etwas aufgefallen, Commander. Als ich kam, hatten Sie gerade ein Gespräch mit einem einfachen Soldaten. Sie erinnern sich?«

Stafford nickte.

»Als dieser Soldat Ihr Zimmer verließ, hörte ich, wie Sie ihm eine Sonderbehandlung versprochen. Das stimmt doch oder?«

Bruce Stafford preßte die Lippen zusammen. Er zögerte mit einer Antwort. Dieses Thema schien ihm sichtlich unangenehm zu sein.

Bill hakte nach. »Erinnern Sie sich nicht, Sir?«

»Ja – schon...«

»Und?« Der Reporter lächelte naiv, doch seine Augen lachten nicht mit. Ihnen entging kein Detail. »Die Sonderbehandlung würde ich auch gern in meinem Bericht erwähnen.«

»Ach, das war nur so dahingesagt.«

»Ihre Verteidigung zieht nicht, Commander. Dieser komische Sergeant hat sich schon richtig auf die Behandlung gefreut. Deshalb muß ich annehmen, daß die Sonderbehandlung wirklich existiert. Ich bin Reporter, Commander, und von Beruf sehr neugierig.«

»Diese Sonderbehandlung ist wirklich nichts«, erwiderte Bruce Stafford lahm.

»Das glaube ich Ihnen nicht mehr, Commander. Und weil ich es Ihnen nicht glaube, werde ich mich mal ein wenig im Gelände umsehen.«

»Das werden Sie nicht!«

Bill stand auf. »Haben Sie etwas zu verbergen, Sir?«

Stafford lächelte plötzlich. »Nein, natürlich nicht. Aber geben Sie acht. Mr. Conolly. Auf der Insel ist es gefährlich. Wenn Sie nicht in Begleitung einer hier bekannten Person sind, kann das leicht zu Mißverständnissen führen.«

Der Reporter nickte. »Ich habe begriffen.«

»Ich würde Ihnen sehr gern eine Begleitperson zur Verfügung stellen, aber momentan steht leider niemand zur Verfügung«, sagte der Commander.

»Ich finde mich schon allein zurecht. Früher war ich mal Pfadfinder«, erwiderte Bill, grüßte und ging.

Su Howard schaute ihn erstaunt an. »Na, Sie haben es dem Commander nicht leicht gemacht«, meinte sie.

Bill grinste. »So kann man es auch nennen.«

»Was haben Sie jetzt vor?«

»Fragen Sie mich das aus Neugierde, oder sind Sie als meine Kontaktperson ausgewählt worden?«

»Ich kümmere mich immer um das Wohl unserer Besucher.«

»Okay, dann bekommen Sie auch eine Antwort. Ich möchte mich auf der Insel ein wenig umsehen. Die Sonderbehandlung dieses einfachen Soldaten interessiert mich sehr.«

»Kann ich verstehen«, erwiderte Su Howard knapp. »Wissen Sie was, Mr. Conolly? Ich komme mit.«

Bill runzelte die Stirn. »Sie?«

»Ja. Die Insel ist groß, und ich möchte nicht, daß Sie sich verlaufen.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Su Howard deutete zur Tür. »Mein Wagen steht hinter dem Haus. Kommen Sie.«

Das dünne Seil straffte sich mit einem singenden Geräusch. Ich wurde nach vorn gerissen und mußte schnell laufen, sonst wäre ich gestürzt.

Rapp gab Gas.

Er lachte dabei. Ja, es bereitete ihm Freude, mich einer Sonderbehandlung unterziehen zu können.

First Lieutenant Roderick van Cleef saß steif auf dem Beifahrersitz und warf nicht einen Blick zurück. Er wußte, daß ich ihm folgen mußte.

Und ich rannte. Hätte ich normale Schuhe oder Turnschuhe angehabt, wäre das gar nicht so schlimm gewesen, aber die verdammten Knobelbecher waren schwer. Als Gewichte hingen sie an meinen Füßen.

Der Weg führte bergauf.

Weg war zuviel gesagt, man konnte diesen Pfad nur als Piste bezeichnen, der über das Felsgestein führte und mit zahlreichen Rissen und Spalten durchsetzt war, die den Begriff Stolperfallen verdienten.

Meine Beine arbeiteten automatisch, sie liefen wie ein Uhrwerk. Und ich mußte sogar noch schneller sein, als die Geschwindigkeit des Wagens, denn sonst wäre ich umgerissen worden, und dann konnte ich einpacken.

Härtetraining, Sonderbehandlung! In allen Armeen der Welt gab es die Begriffe, aber hier schien es besonders schlimm zu sein.

Nach einigen Minuten hatten wir die Kuppe einer Erhebung erreicht. Der Sergeant stoppte.

Er bremste so hart ab, daß ich mich nicht mehr fangen konnte und gegen den Wagen prallte.

Van Cleef drehte sich um und beobachtete mich aus kalten gnadenlosen Augen. »Das war erst der Anfang«, sagte er.

Ich nickte keuchend.

Von hier oben hatte man einen herrlichen Ausblick. Zum Ufer hin fiel das Gelände leicht ab. Soviel ich erkennen konnte, waren sämtliche Küsten der Insel unzugänglich. Überall wuchtete die Brandung gegen den Fels und schleuderte glitzernde Schaumstreifen in die dunstige Luft.

Ziemlich überrascht war ich durch das kleine Waldgebiet, das die Südseite der Insel bedeckte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich nahm an, auf Army Island nur Fels vorzufinden und hier und da mal einen Streifen hartes Seegras.

Rechts von mir waren die Soldaten angetreten. Sie mußten uns entdeckt haben, denn ihre und die Gesichter ihrer Vorgesetzten waren uns zugewandt.

Sergeant Rapp deutete nach vorn. »Siehst du den Wald da, Sinclair?«

Ich nickte.

»Das ist unser Ziel. Und es geht bergab. Jetzt bin ich mal gespannt, wie schnell du laufen kannst, Großmaul. Wenn dir die Stiefel zu unbequem sind, kannst du sie ausziehen. Ein Rat von mir.« Er lachte gemein.

»Fahren Sie weiter, Sergeant!« befahl van Cleef.

»Yes, Sir!«

Van Cleef lehnte sich bequem zurück, während Sergeant Rapp den Gang einlegte.

Dann ging die Höllenfahrt los. Es war wirklich eine Höllenfahrt und eine Tortur für mich.

Zudem fuhr der Sergeant nicht stur geradeaus, sondern in Schlangenlinien. Ich wurde hin- und hergeschleudert. Einmal nach rechts, dann wieder nach links. Bei jedem Richtungswechsel schnitten die Schnüre in meine Gelenke. Manchmal hätte ich schreien können vor Schmerzen.

Immer wieder wurde ich hineingerissen in die Steinfelder, stolperte, fing mich, kam hoch und hielt mich noch auf den Beinen.

Aber wie lange?

Schließlich war es vorbei.

Ich übersah eine der tückischen Bodenspalten, stolperte, hatte auch nicht die Kraft mehr, meinen Körper hochzureißen und fiel der Länge nach hin.

Während des Falls konnte ich mich noch zur Seite drehen, so daß ich nicht aufs Gesicht prallte, sondern mit der Schulter aufkam. Der Schlag war trotzdem hart genug.

Eine Sekunde später schon wurde ich herumgerissen. Meine Arme streckten sich, ich rutschte über den felsigen Boden.

Sie machten mich fertig.

Diese Fahrt war wirklich mörderisch. Steine lagen im Weg. Ich konnte ihnen nur in den seltensten Fällen ausweichen. Sie trafen mein Gesicht, meine Schultern, meine Hüften. Irgendwann ging auch der Drillichstoff in Fetzen, ich weiß nicht, ob ich geschrien habe, ich wünschte mir nur, daß diese Fahrt zu Ende ging.

Sehen konnte ich kaum noch etwas. Meine Augen waren staubverklebt, die Auspuffgase drangen in meine Atemwege. Ich keuchte, hustete, rang nach Luft.

Rapp fuhr weiter.

Irgendwann mußte ich bewußtlos werden. Ich rechnete auch jeden Moment damit, denn die ersten Anzeichen stellten sich bereits ein.

Manchmal hatte ich das Gefühl, fliegen zu können, so leicht erschien mir mein Körper.

Und dann bremste der Sergeant.

Er tat dies abrupt.

Ich befand mich noch in der Bewegung, wurde nach vorn

geschleudert und prallte mit der Schulter gegen das linke Hinterrad des Jeeps.

Völlig fertig blieb ich liegen.

Ich lebte noch, das war aber auch alles.

Mein gesamter Körper tat mir weh. Es gab keine Stelle, die nicht schmerzte. Jeder Knochen schien um das Doppelte angewachsen zu sein, in meinem Kopf summte es wie in einem Bienenhaus, dazwischen zuckten explosionsartig die Stiche auf.

Mein Atem ging keuchend. Ich hatte mich mühsam auf den Rücken gewälzt, riß die Augen auf und sah, wie sehr mein Brustkorb pumpete. Im Unterbewußtsein hörte ich das Schlagen der Autotüren. Dann ein hämisches Lachen.

Schritte!

Kleinere Steine knirschten unter den Sohlen der Schuhe. Die Tritte verstummten. Die Männer waren neben mir stehengeblieben.

Jemand beugte sich über mich. Aus der roten Wolke vor meinen Augen schälte sich das Gesicht des Sergeants. Seine Hand griff nach meiner Schulter. Er wälzte mich herum.

»Der ist fertig, Sir!«

Ich riß die Augen auf. Die Nebel verschwanden. Breitbeinig stand First Lieutenant van Cleef vor mir. Er hatte die Arme angewinkelt und die Hände in die Hüfte gestützt. Sein Mund war verzogen, der Blick gnadenlos.

»Sollen wir weitermachen?« fragte der Sergeant.

Nein, nein! Nur das nicht. Alles in mir bäumte sich gegen eine nochmalige Tortur auf. Es war fraglich, ob ich sie überhaupt überleben würde.

Van Cleef hatte ein Einsehen. »Fürs erste reicht es. Aber halten Sie in Zukunft ein besonderes Auge auf ihn, Sergeant.«

Rapp lachte. »Und wie!«

Dann verschwanden die beiden Männer aus meinem Gesichtsfeld. Sie stiegen wieder in ihren Jeep. Hart knallten sie die Türen zu. Der Motor brummte auf, eine Auspuffwolke flog mir ins Gesicht, die Räder spritzten kleinere Steine gegen mich, dann nahm der geländegängige Wagen Fahrt auf.

Er drehte und fuhr den Weg wieder zurück.

Mich aber ließen sie liegen.

Ich war noch immer nicht in der Lage, mich zu erheben. Nach wie vor ging es mir saumäßig. Dort wo die Kleidung zerrissen war, blutete ich. Besonders an den Knien und Ellenbogen. Auch die Haut im Gesicht war aufgerissen und die Augen staubverklebt.

Es ging mir mehr als dreckig.

Zuerst beruhigte sich mein Atem. Die gute Kondition und Konstitution machte sich doch bezahlt.

Je länger ich dalag, um so stärker spürte ich den kalten Wind. Er fiel in dieses kleine Felsental hinein und wurde auch nicht von dem nahen Wald gestoppt.

Ich fror.

Wenn ich daran dachte, welch eine Strecke ich noch zurücklegen mußte, wurde mir ganz anders. Wie sollte ich die in diesem Zustand schaffen?

Mühsam brachte ich die Arme nach vorn und stemmte mich auf die Handflächen. Es kostete mich eine ungeheure Anstrengung, den Kopf zu heben. Zuerst verschwamm wieder alles vor meinen Augen, der Waldrand bewegte sich hin und her, dann aber sah ich die Bäume klarer, und ich erkannte auch die Bewegungen zwischen den Stämmen.

Soldaten waren das nicht.

Ich schaute genauer hin, strengte mich an.

Und identifizierte sie.

Es waren Wölfe; die am Waldrand lauerten.

Graue Wölfe, ziemlich groß, mit einem zotteligen Fell und langen, spitzen Schnauzen.

Und plötzlich wurde mir klar, weshalb die Kerle mich hier hatten liegenlassen.

Was sie nicht besorgten, würden schon die Wölfe machen.

Eine teuflische Rechnung!

Fliehen konnte ich nicht. Ich wäre vielleicht zehn Yards weit gekommen, bevor mich die Schwäche von den Beinen gerissen hätte.

Ich beobachtete die Wölfe weiter.

Noch blieben sie am Waldrand stehen. Sie hoben jedoch witternd die Köpfe und schauten in meine Richtung.

Jetzt hatten sie mich.

Vier graue Wölfe zählte ich. Mir kamen sie hager und irgendwie ausgehungert vor. Es war klar, daß sie nach einer Beute suchten, und die konnte nur ich sein.

Ein Tier fiel mir besonders auf. Es war größer als die anderen und schien der Leitwolf zu sein. Ein prächtiges Exemplar. Im Zoo hätte ich es sicherlich bewundert, doch hier hatte ich Angst. Erbärmliche Angst.

Was sollte ich tun?

Mich hinlegen und nicht bewegen, damit sie mich für tot hielten? Unsinn, die Tiere waren ausgehungert, sie würden sich trotzdem über mich hermachen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als sich die Tiere in Bewegung setzten und auf mich zustürmten.

Jetzt wurde es ernst.

Womit konnte ich mich verteidigen? Meine Beretta fiel mir ein. Ich wälzte mich zur Seite und fühlte nach, ob ich die Waffe während der

Tortur nicht verloren hatte.

Sie steckte noch im Gürtel.

Ein wenig Hoffnung keimte in mir hoch. Ich zog die Waffe hervor und streckte den Arm aus, um besser zielen zu können.

Sofort sank meine Hand nach unten. Die Beretta schien plötzlich einen Zentner zu wiegen.

Vor Wut biß ich mir auf die Lippen, während die hungrigen Wölfe immer näherkamen.

Aber aufgeben wollte ich nicht.

Nicht weit von meinem Kopf entfernt lag ein flacher Stein. Wenn ich den linken Arm ausstreckte, konnte ich ihn greifen. Ich packte den Stein und zog ihn so dicht zu mir heran, daß ich meine Hand auf ihn stützen konnte.

Jetzt ließ es sich besser zielen.

Ich visierte das erste Tier an. Es war der Leitwolf. Als hätte er meine Absicht geahnt, sprang er zur Seite, und bevor ich ihm mit der Waffe folgen konnte, hatte er schon wieder ein paar Yards gewonnen.

Die Lage wurde immer kritischer, die Sprünge der Wölfe größer. Sie witterten die Beute und sie spürten, wie wehrlos ich war.

Ich zielte erneut.

Schweiß trat mir auf die Stirn. Es war der Angstschweiß, und ich merkte, daß ich die Pistole nicht gerade halten konnte. Sie schwankte in meiner Hand. So würde ich nie eine der grauen Bestien treffen. Dann jedoch hatte ich den Leitwolf im Visier.

Sofort drückte ich ab.

Hell peitschte der Schuß auf, doch der Rückschlag der Waffe, der mir sonst nichts ausgemacht hatte, riß mir die Beretta hoch, und die Kugel fuhr in den bleigrauen Novemberhimmel.

Ich fluchte laut.

Noch rund zwanzig Yards, dann hatte mich der erste Wolf erreicht. Er wurde immer größer und kam mir vor wie ein Ungeheuer, mit seinem aufgerissenen Rachen, der Atemfahne und den spitzen Fangzähnen.

Gelb schimmerten die schrägstehenden Raubtieraugen. Es war ein schauriges Bild. Immer wieder hatte ich an die Werwölfe denken müssen.

War dieses Tier ein Dämon?

Die anderen kamen von der Seite, aber sie blieben zurück, ließen dem Anführer den Vortritt.

Und der kam.

Immer schneller...

Noch zwei Sprünge.

Ich zielte auf den Kopf, doch meine Hand zitterte zu sehr. Trotz der Unterlage.

Noch ein gewaltiger Sprung.
Und der Wolf stieß sich ab!

Dann peitschten die Schüsse!

Zwei Detonationen rollten durch das Felsental, doch sie hörten sich an wie eine.

Der Leitwolf wurde mitten im Sprung getroffen. Die Geschosse klatschten in seinen Körper, sie schüttelten ihn durch, und das Tier krachte zu Boden.

Eine Kugel hatte seinen halben Schädel zerstört, die zweite war ihm schräg in die Flanke gedrungen.

Ich hatte nicht geschossen, sondern ein anderer.

Ich drehte mich und schaute dabei nach rechts.

Dort stand Bill Conolly, und er hielt seine Waffe noch immer in der Hand.

Einzugreifen brauchte er nicht mehr, denn die drei anderen Wölfe flohen, was ihre Pfoten hergaben.

Ich atmete tief durch. Hinter Bill sah ich einen Jeep stehen, in dem eine Frau saß. In ihr glaubte ich Susan Howard, die Sekretärin des Commanders, zu erkennen.

Der Reporter rannte auf mich zu. Im Moment verschwamm alles vor meinen Augen, ich mußte tief Luft holen, damit die Schwäche verschwand.

Neben mir fiel Bill Conolly in die Knie. Er umfaßte mein Gesicht und hob den Kopf.

»Himmel, John, was haben sie denn mit dir gemacht?«

Ich versuchte ein Grinsen, doch es mißlang. »Sonderbehandlung«, krächzte ich rauh. »Verdammt auch...«

»Diese Schweine!« knurrte Bill. In seinen Augen glomm die Wut. »Dieser unfreundliche Commander wird mich kennenlernen, darauf kann er sich verlassen. Sonderbehandlung...«

»Sag nichts, Bill«, flüsterte ich. »Laß ihn.«

»Aber...«

Mein Blick war nach links gefallen, wo der tote Wolf lag. Ich hörte Bills Worte gar nicht mehr, denn mit dem Tier geschah etwas Grauenhaftes.

Es löste sich auf.

Hastig stieß ich meinen Freund an. »Da, Bill, sieh selbst, der Leitwolf!«

Es war schaurig anzusehen, wie das Fell des Wolfes langsam verschwand. Die Haare fielen zuerst ab, dann wurde es dünn wie Papier und begann zu zerbröseln.

Zurück blieben Staub und ein Skelett.

Weißer helle Knochen, zwischen denen es silbern blinkte. Bills Kugeln lagen dort. Deformiert und plattgedrückt.

»Silber tötet Werwölfe«, flüsterte mein Freund. »Wir haben hier welche vor uns.«

Ich runzelte die Stirn. Die letzten Ereignisse hatten mich meine Schmerzen vergessen lassen. Doch ganz zufrieden war ich nicht, denn vor uns lag kein normaler Werwolf. Darunter verstand ich bisher einen, unglücklichen Menschen, der sich bei Vollmond in einen Werwolf verwandelte.

Diese Wölfe hier waren Tiere, aber trotzdem durch geweihte Silberkugeln getötet worden.

»Sie müssen unter einem dämonischen Einfluß gestanden haben«, murmelte Bill.

Der Meinung war ich auch.

Wir hörten schnelle Schritte hinter uns. Susan Howard hatte es in dem Wagen nicht mehr ausgehalten. Sie wollte sich selbst überzeugen, was geschehen war.

»Wir kennen uns nicht!« zischte ich Bill zu, »denn du weißt nicht, wem du hier trauen kannst.«

»Glaubst du, daß sie...«

»Möglich ist alles!«

Su Howard stoppte im letzten Moment, sonst wäre sie noch gefallen. Ihr Gesicht war gerötet, der Atem ging vor Aufregung schnell und hastig.

Ihre Augen wurden groß, als sie auf mich niedersah. »Himmel, was hat man denn mit Ihnen gemacht?« fragte sie erstickt.

»Die Sonderbehandlung. Sie müßten doch davon Kenntnis haben«, erwiderte ich spöttisch.

»Nein.« Sie schüttelte sich. »Ich...« Plötzlich fiel ihr Blick auf das weiße Skelett des Wolfes. »Was ist das denn?« Sie schluckte. »Der Wolf, er ist...«

»Verendet«, meinte Bill Conolly.

Sie schaute den Reporter an. »Wie konnte das passieren?«

Bill hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich habe zweimal geschossen und dann...«

Su nickte, während sie murmelte: »Es ist also doch etwas an diesem Fall...« Hastig verstummte sie, aus Angst, schon zuviel gesagt zu haben.

»Was meinten Sie?« hakte Bill Conolly nach.

»Nichts, gar nichts.«

Bill und ich tauschten einen schnellen Blick des Einverständnisses, von dem Susan aber nichts sah. Der Nachmittag war merklich fortgeschritten, der Wind hatte noch mehr aufgefrischt und brachte bereits die Kühle des frühen Abends mit. Ich zitterte vor Kälte.

Bill bemerkte es und sagte: »Keine Frage, Mr. Sinclair, wir fahren Sie zurück in die Kaserne.«

»Nein, nicht«, mischte sich Susan Howard ein. »Bringen Sie den Mann ins Lazarett. Der braucht mindestens drei bis vier Tage Bettruhe, bevor er wieder auf dem Damm ist.«

Alles konnte ich gebrauchen, aber keine Bettruhe. Ich grinste: »Soldaten sind hart, und hier werden ja angeblich die besten Kämpfer ausgebildet; Ich werde mich nicht ins Bett legen. Es gibt da einige Radikalkuren, die man anwenden kann.«

»Aber Sie brauchen...«

»Fassen Sie mal mit an«, unterbrach Bill Conolly die Frau.

Gemeinsam hievten die beiden mich hoch. Erst hatte ich mich wehren wollen, doch als ich nun auf den Beinen stand, merkte ich, wie weich meine Knie waren.

Ich warf noch einen Blick zum Waldrand hinüber, doch von den Wölfen sah ich nichts mehr.

Der Weg bis zum Jeep war eine Plagerei. Nicht nur für mich, sondern auch für Su und Bill, die mich schließlich stützen mußten. Immer wieder gaben meine Knie nach. Obwohl ich mich bemühte, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten.

Neben dem Jeep angekommen, ließ Susan Howard mich los und öffnete die rechte hintere Tür.

Bill wollte mich weiter stützen, doch ich wehrte ihn ab. »Ich muß es allein schaffen!«

Bill ließ mich los.

Ich schwankte. Gleichzeitig traf mich eine Windbö, und die brachte mich doch tatsächlich aus dem Gleichgewicht. Hätte ich mich nicht im letzten Moment an der Wagenverkleidung festhalten können, wäre ich gefallen.

»Hallo, Tiger!« sagte Bill.

Ich drohte ihm mit den Augen.

Schließlich saß ich auf dem Sitz. Bill haute die Tür zu und nahm hinter dem Lenkrad Platz. Su Howard hatte es sich auf dem Beifahrersitz bequem gemacht.

Sie drehte den Kopf. »Wie geht es Ihnen, Mr. Sinclair?« In ihren Augen las ich echte Sorge.

»Es ist mir noch nie besser gegangen«, log ich.

»Daß ihr Männer immer die harten Kerle spielen wollt«, beschwerte sie sich.

»Das liegt in unserer Natur«, erwiderte Bill Conolly und ließ den Motor an.

Der Wagen schüttelte sich. Und ich merkte die Stöße. Ich hatte das Gefühl, als würden hundert Pfeile durch meinen Kopf schießen. Es wurde noch schlimmer, als Bill fuhr. Der unebene Boden war wie Gift

für meinen Zustand.

Unwillkürlich stöhnte ich auf.

Bill hörte es und drehte sich um. »Ich fahre schon sehr langsam«, sagte er.

»Ich weiß. Es ist immer solch ein schönes Gefühl, wenn der Schmerz nachläßt.«

Der Reporter lachte.

Von den anderen Soldaten sah ich niemanden. Sie waren wahrscheinlich schon in ihre Unterkünfte zurückgekehrt.

Bill fragte laut: »Wem haben Sie diese Sonderbehandlung zu verdanken?«

»First Lieutenant van Cleef und Sergeant Rapp!«

»Das müssen die richtigen Schinder sein«, kommentierte der Reporter und beobachtete bei dieser Antwort Su Howard, die den Kopf senkte, aber nichts sagte. Sie sollte mit van Cleef liiert sein, wenn man den Gerüchten Glauben schenkte.

Im Westen versank die Sonne. Sonne war nicht der richtige Ausdruck. Ich sah nur einen milchigen Ball durch das Grau des Himmels schimmern.

Am Horizont zog eine weiße Yacht ihre Bahn und nahm Kurs auf die Themsemündung. Seevögel glitten kreischend über uns hinweg oder flatterten dicht an der Frontscheibe des Jeeps vorbei. Wir hatten mittlerweile die höchste Erhebung erreicht und konnten auf den Kasernenkomplex blicken. Dort herrschte geschäftiges Leben und Treiben. Eine Gruppe war angetreten. Der Vorgesetzte stand vor ihr und las von einem Blatt ab.

Hier oben war die Einsamkeit beeindruckend. Wäre das Motorengeräusch nicht gewesen, hätte man sich fühlen können wie am Ende der Welt. Rechts und links der schmalen Piste türmten sich mannshohe Felsbrocken, als wären sie vor Urzeiten von einem Riesen wahllos in die Gegend geworfen worden.

Auch diese Insel hatte ihren Reiz, stellte ich fest. Man brauchte nur ein wenig Fantasie, um es herauszufinden.

Gern hätte ich eine Jacke gehabt, so aber piffte der Wind durch mein Drillichhemd.

An die Schmerzen hatte ich mich inzwischen gewöhnt, sofern man sich überhaupt an so etwas gewöhnen kann. Ich ignorierte sie einfach. Es ist die beste Methode.

Hin und wieder drehte sich Su Howard um und warf mir einen besorgten Blick zu.

Ich lächelte jedesmal.

Dann lächelte ich nicht mehr, denn rechts von uns tauchte plötzlich ein graues Schemen auf.

Ein Wolf!

Bill hatte ihn nicht gesehen, Susan ebenfalls nicht, und sie nahmen auch nicht die beiden anderen Wölfe wahr, die zwischen den dicken Felsen erschienen.

»Vorsicht!« brüllte ich.

Meine Warnung kam jedoch zu spät. Die Wölfe griffen an!

»Halten Sie, Sergeant!« befahl First Lieutenant van Cleef.

Rapp gehorchte.

Der Jeep kam vor der Kommandeursbaracke zum Stillstand. Zwei einfach Soldaten, die vorbeischritten, grüßten zackig.

Van Cleef sprang aus dem Jeep.

Soeben verließ der Commander seinen Bau. Die Falten in seinem Gesicht waren noch härter und strenger geworden. Stafford hatte schlechte Laune. Das war ihm anzusehen.

Van Cleef grüßte lässig. Er war der einzige, der sich das erlauben konnte.

Der Commander blieb stehen. »Und?« fragte er, »wie war die Sonderbehandlung?«

Van Cleef konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er erwiderte: »Gut, Sir. Sogar ausgezeichnet.«

Commander Stafford nickte zufrieden. Dann verdüsterte sich sein Gesicht jedoch, und er sagte: »Dieser Reporter gefällt mir überhaupt nicht. Will überall rumschnüffeln. Außerdem ist er ins Gelände gefahren. Miß Howard hat sich seiner angenommen. Geben Sie acht, van Cleef, daß er nicht zuviel zu sehen bekommt.«

»Dafür werde ich sorgen, Sir!«

»Gut. Und nehmen Sie auch Su Howard ins Gebet.«

»Worauf Sie sich verlassen können, Sir!«

Für den Commander war die Sache damit erledigt. Er nickte dem Offizier noch einmal zu und ging.

In van Cleef aber tobte die Wut. Seine Wangenmuskeln zuckten, die Lippen waren zusammengepreßt, die Hände ballte er zu Fäusten. Einige Sekunden blieb er unbeweglich stehen, dann hob ein gewaltiger Atemzug seine Brust, und er ging ins Haus.

Van Cleefs Wohnung lag ebenso in der Kommandeursbaracke wie die des Commanders. Während Stafford drei Zimmer sein eigen nennen durfte, mußte sich der First Lieutenant mit zweien begnügen.

Wohnraum und Bad.

Als er über den Flur schritt, zogen es die normalen Soldaten vor, ihn erst vorbeizulassen. Van Cleef hatte einen Stechschritt drauf. Seine Absätze knallten auf den Fliesen wie Schüsse.

Vor seiner Tür blieb er stehen, holte einen Schlüssel hervor und öffnete.

Die Tür besaß ein Spezialschloß, und der First Lieutenant schloß auch sofort hinter sich ab.

Von außen hätte bestimmt niemand diese Einrichtung vermutet. Die Polstermöbel bestanden aus schwarzem Leder. Es gab nur wenige Lampen, die aber schimmerten weiß. Durch die beiden Fenster fiel letztes Tageslicht. Van Cleef zog sofort die Vorhänge zu, als er sich in seiner Wohnung befand.

Links ging es zum Bad.

Auch hier gab es nur gedämpftes Licht, dafür jedoch einen Spiegel, der von der Decke bis hin zum Boden reichte.

Van Cleef blieb im Badezimmer.

Er zog sich aus.

Der First Lieutenant konnte gar nicht schnell genug aus seinen Sachen kommen. Er fetzte sich die Kleidungsstücke förmlich von seinem drahtigen Körper.

Nackt stand er vor dem großen Spiegel. Rechts und links der hellen Fläche befanden sich zwei Lampen. Sie waren so gedreht, daß ihr Schein auf den First Lieutenant fiel.

Sein Gesicht war normal, wenn man von den inzwischen noch dunkler gewordenen Bartschatten einmal absah.

Aber der Körper!

Überall zeigte er Haare. An den Beinen und Armen sogar besonders dicht. Sie waren dort zu einem regelrechten Pelz zusammengewachsen und schon so lang, daß man daraus hätte Knoten machen können. Die Haare wuchsen hoch bis zum Hals und wurden erst dicht unter dem Schlüsselbein dünner.

Van Cleef bot einen grauenhaften Anblick.

Sein Gesicht verzerrte sich, als er sich selbst im Spiegel so anschaute.

Der Drang wurde stärker. Er spürte das Brennen in seinem Innern, das immer dann eintrat, wenn die Dunkelheit hereinbrach. Dieser unselige Trieb, der ihn zum Monster werden ließ. Damals, als er von den jungen Wölfen gebissen worden war und nicht darauf geachtet hatte. Wie lange war das schon her!

Ein halbes Jahr mindestens. Er hatte nie herausgefunden, wie diese Wölfe auf die Insel gekommen waren. Auf einem seiner Märsche hatte er sie entdeckt, mit ihnen gespielt und war dann gebissen worden. Seit dieser Zeit fühlte er sich bei Sonnenschein schlecht. Ihm ging es erst besser, wenn die Dunkelheit anbrach, und richtig wohl war es ihm, wenn der volle Mond am Himmel stand.

Sein Haarwuchs hatte sich verstärkt. Mit Pudern und Salben hatte er im Anfang versucht, diesem Übel Herr zu werden.

Es nutzte nichts.

Diese fellartigen Haare hatten sich zu einem Pelz verdichtet.

Eines Nachts kam die völlige Verwandlung.

Da wurde er zum Werwolf. Auch sein Gesicht veränderte sich dabei, aus den sonst so glatten Zügen entstand eine Werwolfsschnauze. Von nun an diktierte nur noch der böse dämonische Trieb sein gesamtes Handeln und Denken. Das Grauen wurde zu seinem ständigen Begleiter, doch sobald die Vollmondphase vorbei war, setzte die Verwandlung nicht mehr ein. Dann hatte er wieder drei Wochen Pause.

Und in dieser Zeit ging es ihm dreckig. Jedesmal fühlte er sich matt und schläfrig. Er wunderte sich, daß noch niemand etwas von seinem Zustand bemerkt hatte, doch um diesen zu kaschieren, umgab er sich mit einer Aura der Härte, die schon an Brutalität grenzte.

Auch Susan Howard hatte noch nichts bemerkt; obgleich er ihr irgendwie verdächtig vorgekommen war, denn er hatte noch nicht versucht, mit dem Girl zu schlafen. Er konnte nicht riskieren, daß sie seinen Körper sah. Heute ärgerte er sich, daß er damals das Verhältnis angefangen hatte.

Aber er war nicht der einzige Werwolf im Camp. Wie eine Seuche hatte das Fieber um sich gegriffen und auch andere Soldaten erfaßt. Sie machten die gleiche Metamorphose durch wie Roderick van Cleef. Und sie hatten sich gefunden und den First Lieutenant als ihren Anführer anerkannt.

Bis heute hatten sie ihren Zustand geheimhalten können. Doch nun war Schluß.

In der nächsten Nacht wollten sie von der Insel verschwinden. Hier waren sie selbst Gefangene. Vorbereitet hatte van Cleef bereits alles. Das Fluchtboot lag vollgetankt am Kai. Zwei Ausflüge hatte er bereits allein unternommen. Ja, er war in London gewesen und hatte dort seine Spuren hinterlassen.

Grausame Spuren...

Aber wenn die anderen dabei waren, würde es zu einer regelrechten Invasion kommen.

Van Cleef lächelte, als er daran dachte. Wie viele Werwölfe gab es in England?

Zehn, hundert, tausend?

Er wußte es nicht, doch er wußte eins. Er würde sie um sich scharen und sie wie eine Armee führen.

London sollte den Schrecken kennenlernen. Die Aussichten für die Millionenstadt an der Themse waren mehr als schlimm...

Der erste Wolf war pfeilschnell. Bill sah ihn im letzten Moment und trat instinktiv auf die Bremse.

Der Jeep stand, brach aber auf dem blanken Fels nach rechts weg und donnerte mit dem rechten Kotflügel gegen einen der gewaltigen

Steinbrocken.

Knirschend schob sich das Blech ineinander, ein Scheinwerfer zerbrach mit hellem Klirren, aber das waren Geräusche, die uns nicht weiter kümmerten.

Wir hatten andere Sorgen.

Die Wölfe, zum Beispiel.

Durch Bills Bremsmanöver hatten wir Glück im Unglück. Die Bestie war nicht gegen Susan Howard gesprungen, sondern landete auf der viereckigen Motorhaube.

Su schrie auf.

Bill tastete nach seiner Pistole, und auch ich holte meine Waffe hervor.

Plötzlich waren die Schmerzen vergessen, denn nun ging es ums nackte Leben.

Von links kam der nächste. Und der hatte sich mich als Ziel ausgesucht. Er wuchtete auf den Wagen zu, ich drückte mich ganz in die Ecke und legte auf die Bestie an.

Bill Conolly hatte inzwischen auch seine Waffe hervorgerissen. Er sauste hinter dem Steuer hoch, und bevor sich der Wolf abstoßen konnte, riß Bill den Stecher durch.

Aus einem Yard Entfernung traf das Silbergeschoß das aufgerissene Maul der Bestie.

»Verschluck dich dran, du grauhaariger Killer!« brüllte Bill Conolly.

Ich hörte meinen Freund noch schreien, dann mußte ich mich um den Angreifer kümmern.

Seine Reflexe waren besser als meine. Er schnappte zu, bevor ich die Beretta schußbereit hatte. Im letzten Augenblick konnte ich meinen Arm hoch wegziehen, so daß die mörderischen Reißer dicht davor aufeinander klappten.

Das war knapp gewesen.

Der Wolf warf sofort seinen Kopf herum. Die Augen funkelten dicht vor meinem Gesicht.

Jetzt drückte ich ab.

Peitschend entlud sich der Schuß. Der Wolf zuckte wie unter einem Hieb zusammen, bewegte noch einmal alle vier Läufe und blieb auf dem Sitz liegen.

Ein gellender Angstschrei ließ Bill und mich herumfahren.

Susan Howard wurde von der dritten Bestie attackiert. Sie hatte einen Fehler gemacht und in ihrer großen Angst den Wagen verlassen. Dabei war sie zwischen zwei Felsen gerannt. Der Wolf, in der Größe mit einem Schäferhund zu vergleichen, stand auf den Hinterbeinen vor ihr. Die Vorderpfoten hatte er auf ihre Schultern gelegt. Das Maul war weit aufgerissen, und beide Hälften zitterten dicht vor littet Kehle.

Bill und ich hielten die Waffen schußbereit, trauten uns aber nicht zu schießen, weil der Wolf aus einem Reflex heraus noch zubeißen konnte.

Zwei Sekunden dehnten sich zu einer kleinen Ewigkeit.

Warum tat die Bestie Su nichts?

Ich hörte mein Herz gegen die Rippen hämmern. Plötzlich rutschte der Wolf an ihr herab, ohne sie gebissen zu haben. Er nahm wieder seine normale Haltung an, drehte sich um, wandte uns dabei seine Schnauze zu und fletschte grimmig die Zähne.

Seine Flanken zitterten, jeden Augenblick konnte er auf uns zuspringen.

Darauf wollte ich es gar nicht erst ankommen lassen, sondern feuerte. Das Silbergeschoß traf die Bestie tödlich. Der graue Körper zuckte noch einmal und blieb still liegen.

Ich hatte mich etwas aufgerichtet und ließ mich nun erschöpft und in Schweiß gebadet zurück auf den Sitz sinken. Die letzten Minuten hatten ganz schön an meinen Nerven gezerrt. Aber nicht nur an meinen. Auch Bill ging es nicht besonders. Und am schlechtesten fühlte sich Susan Howard.

»Geh zu ihr«, krächzte ich.

Bill erwachte wie aus einer Erstarrung und sprang aus dem Wagen. Mein Freund konnte ebenso wie ich nicht begreifen, daß die Bestie dem Mädchen nichts angetan hätte.

Susan Howard stand noch immer schreckensstarr mit dem Rücken an den Felsen gelehnt. In ihren Augen lag ein Ausdruck, den man kaum deuten konnte. Sie schien nervlich am Ende zu sein.

Bill Conolly faßte sie an beiden Schultern und rüttelte sie heftig durch.

Da erst erwachte sie aus ihrem tranceartigen Zustand. Sie schaute den Reporter an, wollte etwas sagen, doch dann warf sie sich schluchzend an seine Brust.

Ich schaute mir inzwischen die toten Tiere an. Neben mir lag ein Skelett, eingebettet in grauen Staub, der einmal ein Fell gewesen war. Ich warf die Knochen fort. Die anderen Überbleibsel lagen um den Jeep verstreut.

Der erste Wolf war von Bills Kugel getroffen worden und stürzte von der Kühlerhaube auf den Boden. Der zweite lag links von unserem Wagen.

Während Bill tröstend auf das Mädchen einsprach, dachte ich darüber nach, weshalb der Wolf Susan Howard nicht angegriffen hatte. Da gab es eine Möglichkeit, an die ich nicht gern glauben wollte. Es konnte sein, daß Susan dazugehörte. Aber so gut zu schauspielern, war nicht einmal Profis gegeben. Ihre Angst war echt.

Bill Conolly legte seinen rechten Arm um die Schultern des Mädchens

und brachte Susan zurück zum Wagen.

Sie stieg ein. Keinen Blick warf sie auf die bleichen Gebeine.

Mir taten noch sämtliche Knochen weh. Sobald ich versuchte, mich anders hinzusetzen oder zu bewegen, zog irgendein Stich durch meinen Körper. Die Rippen hatten auch was abbekommen. Ich merkte es beim Luftholen.

Das Girl hielt die Hände vor sein Gesicht und weinte. Bill schaute mich mit gerunzelter Stirn an.

Ich ahnte, daß er ebenfalls über die Sekretärin nachdachte und schüttelte den Kopf.

Der Reporter startete.

Wieder begann die Holperei und damit auch meine Kopfschmerzen. Die Stiche zuckten explosionsartig durch meinen Schädel, aber sie waren längst nicht mehr so schlimm wie am Anfang.

Nach einer Fahrt von fünf Minuten erreichten wir schließlich das Camp.

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen, und das Meer wurde zu einer dunklen Fläche, auf der manchmal wie glitzernde Diamanten die Schaumkronen tanzten.

Wir wurden nicht schlecht bestaunt, als wir in die Kasernenanlage einfuhren.

Hinter den Fenstern brannte jetzt Licht. Als helle Rechtecke hoben sich die Scheiben von dem dunklen Gemäuer ab. Unser Kommen war aufgefallen. Einige Soldaten versammelten sich neugierig um unseren Wagen.

»Ich werde Sie dem Commander melden«, erklärte Bill.

»Nein«, erwiderte ich.

»Doch, das geht nicht so weiter. Diese Zustände hier müssen geändert werden!« Bill sprach bewußt laut, damit die anderen mithören konnten.

»Welche Zustände wollen Sie ändern?«

Niemand von uns hatte den Commander gesehen, aber plötzlich stand er neben dem Jeep und schaute Bill Conolly aus seinen stechenden Augen an.

»Sie kommen mir gerade recht«, erwiderte der Reporter und deutete über die Schulter auf mich. »Dieser Mann hat eine Spezialbehandlung bekommen.«

»Die haben hier viele hinter sich.«

»Fragt sich nur, ob die auch von Wölfen angegriffen worden sind«, erwiderte Bill.

»Von Wölfen?« Jetzt verlor der Commander zum erstenmal seit langer Zeit die Fassung.

»Ja, Sir. Man hat diesen Soldaten hier fast zu Tode geschleift und liegenlassen, bis die Wölfe kamen. Was meinen Sie, wie sich die Leser

aufregen, wenn sie das erfahren. Die Zustände in unserer modernen Armee scheinen mehr als reformbedürftig zu sein.«

Der Commander lief rot an. Man sah es trotz der miesen Lichtverhältnisse. Die Soldaten hatten sich zurückgezogen. Sie wollten nicht in unmittelbarer Nähe ihres Chefs bleiben. Verständlich, denn Stafford stand kurz vor einem Wutanfall.

Tief holte er Luft. »Diese ungeheuren Anschuldigungen müssen Sie erst einmal beweisen!« schrie er.

»Mr. Sinclair wird Ihnen das bestätigen!«

Der Commander schaute mich an.

Ich hatte mich bisher aus dem Gespräch herausgehalten und sagte auch jetzt nichts.

Susan Howard meldete sich. Ihr Kopf ruckte hoch, so daß sie den Commander anschauen konnte. »Ja, es stimmt, was Mr. Conolly gesagt hat. Wir sind von vier Wölfen angegriffen worden.«

Stafford runzelte die Stirn. »Gesetzt den Fall, es stimmt, was haben Sie unternommen?«

»Wir haben mit ihnen gekämpft, Sir«, antwortete Bill.

»Mit bloßen Händen?«

»Nein, nicht.« Der Reporter griff unter seine Parka und holte die Beretta hervor. »Damit habe ich die Bestien erschossen!«

»Sie sind bewaffnet, das wußte ich nicht.«

»Ich hatte auch keinen Grund, Ihnen das zu sagen, Commander. Und es war gut, daß ich die Pistole mitgenommen habe, denn sonst hätte es unter Umständen drei Tote gegeben.«

Stafford schwieg. Von den Soldaten sprach auch niemand ein Wort. Su Howard verließ den Wagen. Sie hatte noch etwas zu erledigen. Vorher jedoch wollte sie dafür sorgen, daß ich ins Krankenrevier kam.

Dagegen hatte ich einiges. »Nein, nein, ich bin schon okay«, erwiderte ich schnell. »Eine heiße Dusche reicht.«

»Männer Helden«, sagte Su Howard verächtlich und ging.

Commander Stafford sagte: »Okay, Mr. Conolly, wir werden noch über die Sache sprechen. Halten Sie sich zur Verfügung.«

»Wüßte nicht, was ich lieber täte.«

Bill ging, und auch ich stieg aus. Mir taten sämtliche Knochen weh, als ich die ersten Schritte machte. Ich kam mir vor wie ein alter Kran, dessen Rollen und Kugellager eingerostet waren und erst wieder geölt werden mußten. Dabei war ich sehr gespannt, wie es weitergehen würde. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß in der nächsten Nacht noch etwas passierte.

Während die anderen aßen, stand ich unter der Dusche. Heiß prasselten die harten Strahlen auf meine Haut. Verkrampfte Muskeln

lockerten sich dadurch. Jemand hatte mir eine Salbe gegeben, mit der ich mich einrieb. Zuerst brannte das Zeug auf meiner Haut wie Feuer, so daß mir fast die Tränen in die Augen schossen. Wenig später jedoch wirkte es. Mir ging es plötzlich besser. Ich fühlte, wie mein Kreislauf sich normalisierte, wie sich angespannte Sehnen und Muskeln lockerten und ich langsam wieder fit wurde.

Ich trocknete mich ab, zog den Bademantel über und ging zurück zu meinem Zimmer.

Dort schlüpfte ich in den Ersatzdrilllich.

Plötzlich kam die Müdigkeit. Angezogen fiel ich auf das alte Feldbett und war Sekunden später schon eingeschlafen.

Ich schreckte hoch, als die Tür aufgestoßen wurde.

Mein Zimmerkumpan betrat den Raum. Er hieß Buck Hiller, war ein vierschrötiger Typ mit pechschwarzen Haaren und stechenden Augen. Zudem trank er gern, deshalb war er mir unsympathisch.

Hart schmetterte er die Zimmertür ins Schloß. Auch jetzt hatte er wieder getrunken. Leicht schwankend näherte er sich meinem Bett, wobei ihm die Fahne voranwehte.

Ich setzte mich auf.

Wir besaßen Doppelbetten. Ich schlief unten, während Hiller über mir seinen Platz hatte.

Er grinste.

»Haben sie dich fertiggemacht, Sinclair?«

»Es geht!«

Hiller lachte. »Von wegen, es geht. Du hast ganz schön gezittert, du Schlappschwanz. So was wie dich haben wir hier gerne. Wölfe willst du gesehen haben?« Er kicherte. »Daß ich nicht lache. Die Wölfe waren bestimmt junge Hunde. Mann, bist du ein...« Diesmal sagte er ein Wort, das ich lieber verschweigen möchte.

In mir stieg die Wut hoch. Ich war wirklich nicht hergekommen, um mich von Hiller und anderen fertigmachen zu lassen. Die Schleiferei hatte mir gereicht.

Deshalb sagte ich: »Halt's Maul, du bist betrunken!«

Tückisch blitzte es in seinen Augen auf. »Ich bin nicht betrunken. Und wenn, dann geht es dich nichts an.« Er trat zwei Schritte zurück. »Wenn du Ärger haben willst, brauchst du nur ein Wort zu sagen. Dann stampfe ich dich in den Boden.«

»Wo willst du denn die tausend Indianer hernehmen?« fragte ich grinsend.

Er schaute mich dumm an. »Welche Indianer?«

»Die dir dabei helfen werden, mich in den Boden zu stampfen, du Mehlauge!«

Ich weiß, mein Ton war nicht gerade salonfähig. Aber wir waren hier in der Armee, und da wird nun mal ein hartes Wort gesprochen.

Es dauerte etwa zehn Sekunden, bis mein Zimmernachbar begriff. Dann aber wurde er sauer und wütend.

»Dich mache ich fertig!« knurrte er und holte zu einem gewaltigen Schlag aus.

Wie gesagt, ich saß auf dem Bett, meine Beine baumelten nach unten. Jetzt riß ich den rechten Fuß hoch und ließ mein Bein vorschnellen.

Gleichzeitig wuchtete Hiller nach vorn.

Der Fuß traf ihn mitten in der Bewegung. Hiller wurde erst gestoppt und flog dann zurück. Er hatte mächtig Schwung drauf. Mit beiden Armen rudern versuchte er das Gleichgewicht zu halten, schaffte es jedoch nicht und riß den Tisch um.

Er fluchte wild, weil er sich auch noch das Kreuz an einem hochgestellten Bein stieß.

Aber er kam wieder auf die Füße.

Ich sprang vom Bett.

Rasch streckte ich den Arm aus, und Buck Hiller blieb tatsächlich stehen. »Okay, Partner, ich will keine Schlägerei. Wir haben unsere Standpunkte klargemacht, und damit hat es sich. Einverstanden?«

Er blickte mich an. Tückisch, gemein. Ich rechnete nicht damit, daß er auf meinen Vorschlag eingehen würde, doch zu meiner Überraschung nickte er.

»All right, Sinclair, begraben wir den Streit. Ich will nichts von dir, und du läßt mich in Frieden.«

Ich lächelte zum Einverständnis. Allerdings glaubte ich ihm nicht. Hiller gehörte zu der Sorte Mensch, der man niemals den Rücken zuwenden sollte. Ich tat aber, als würde ich ihm trauen.

Brummend stellte er den Tisch wieder auf. Ich setzte mich nicht mehr auf mein Bett, sondern öffnete die Spindtür. Ich hatte mich entschlossen, die Kleidung zu wechseln. Das Drillichzeug fiel mir langsam auf die Nerven.

Auch Hiller trat an seinen Spind. Bevor er ihn öffnete, warf er mir noch einen schiefen Blick zu. Dann holte er eine Brandyflasche aus dem Wertfach und setzte sie an. Er nahm einen langen Zug, rülpste und stellte die Flasche wieder weg.

Ich schlüpfte aus Hemd und Hose. Da ich nicht vorhatte, die Nacht nur im Bett zu verbringen, suchte ich warme Kleidung aus. Einen Pullover, eine Lederjacke und eine derbe Cordhose. Beide Spindtüren hatte ich aufgeklappt, um besser an die Sachen zu kommen.

Die Schränke standen sich gegenüber. Durch den Spiegel in meiner Schranktür konnte ich Hiller beobachten.

Der merkte nichts.

Ich aber sah, wie er in den Schrank griff und einen Gummiknüppel hervorholte. Er drehte sich um, wog den Knüppel in der Hand, und ein

böses Grinsen umspielte seine wulstigen Lippen.

Es war klar, daß er mit dieser Waffe keine Sahne schlagen wollte. Dieser Kerl würde mir den Knüppel über den Schädel ziehen.

Ich spielte mit und tat so, als merkte ich nichts. Dabei pfiß ich ein Liedchen.

Hiller schlich näher.

Er hatte seine Schuhe ausgezogen, damit er unhörbar gehen konnte. Ich nahm den Pullover aus dem Spind und warf ihn aufs Bett, ohne mich dabei umzudrehen.

Die Cordhose folgte.

Hiller umrundete den Tisch. Er befand sich jetzt im toten Sichtwinkel, tauchte jedoch nach zwei weiteren Schritten wieder auf, und ich sah, daß er den Knüppel schlagbereit hielt.

Nun mußte ich zusehen, daß ich genau den richtigen Moment abpaßte, wenn er zuschlug.

Noch drei Schritte trennten uns.

Buck Hiller holte aus.

Der Spiegel verzerrte seine Figur zu einer skurrilen Gestalt.

Tief holte ich Luft.

Jetzt war Hiller da.

Und er drosch zu.

Der Knüppel pfiß durch die Luft, ich warf mich blitzschnell nach links, die Waffe schrammte an meinem Ohr vorbei, prallte gegen das Spindfach und zertrümmerte das Holz, so wuchtig war der Schlag geführt worden.

Buck Hiller fiel an mir vorbei.

Ich schlug zu.

Meine Handkante hieb in den feisten Nacken des hinterlistigen Kerls. Hiller brach zusammen.

Aber er erholte sich wieder. Aus der Hocke fuhr er herum. Seine Arme schnellten vor, und er bekam meine Hosenbeine zu packen. Ein Ruck, und ich lag auf dem Rücken.

Der Aufprall ging mir durch und durch. Ich merkte die Strapazen der vergangenen Stunden, denn noch hatte ich die Schrammen und blauen Flecken nicht verdaut.

Buck Hiller schnaufte. »Jetzt geht es rund«, keuchte er und waltzte auf mich zu.

Ich erwartete ihn mit angezogenen Beinen.

Buck Hiller blieb stehen, seine Augen wurden plötzlich groß. Er glotzte mich an. Dann verzerrte sich sein Gesicht. Er riß den Arm hoch und hielt ihn sich vor die Augen.

Warum?

Zwei Sekunden benötigte ich, um die Antwort zu wissen. Hiller hatte mein Kreuz gesehen. Ich war noch nicht dazu gekommen, mich

anzuziehen und stand im Unterzeug vor ihm.

Aber das silberne Kruzifix hing vor der Brust.

Und seinen Anblick konnte Buck Hiller nicht verkraften. Es mußte ihm regelrechte Schmerzen bereiten, nach seiner Reaktion zu urteilen.

Ich wußte nun, wie ich ihn packen konnte. Dieser Kerl würde mir Information geben. Da war ich sicher. Ich rechnete auch damit, daß er mit den Werwölfen in unmittelbarem Kontakt stand.

Vielleicht war er sogar selbst einer?

Ich würde es herausfinden.

Bewußt langsam stand ich auf, schritt jedoch nicht auf den Spind zu, sondern näherte mich in einem Bogen der Tür, damit Buck Hillers Fluchtweg versperrt war.

Nun hatte ich ihn.

Die Distanz zwischen ihm und dem Kreuz hatte sich vergrößert. Er spürte nun nicht mehr den nahen Kontakt, blieb aber vor meinem Spind stehen. Sein Blick war zu Boden gerichtet, dort wo der Gummiknüppel lag, mit dem er mich hatte niederschlagen wollen.

Das Ding konnte er vergessen.

Ich lächelte. »Warum hast du vor dem Kreuz solch eine Angst?« fragte ich ihn.

»Ich kann es nicht sehen!«

»Das weiß ich, aber sag mir den Grund!«

Er schüttelte den Kopf.

Ich behielt mein Lächeln bei. »Es gibt kaum Menschen, die vor einem geweihten Kreuz Furcht haben«, sprach ich weiter. »Es sei denn, sie stehen unter einem dämonischen Einfluß oder sind selbst Dämonen. Was bist du?«

»Nichts, nichts von alldem!«

»Dann beweise es mir.« Ich ging auf ihn zu. Und dabei zog ich die kleine Silberkette über den Kopf. Jetzt hielt ich mein Kreuz in der offenen Handfläche. Deutlich waren an den Ecken die vier Buchstaben der Erzengel zu sehen.

R für Raffael, M für Michael, G für Gabriel und U für Uriel.

Die Mächte des Guten, die Kräfte des Lichts hatten ihre Insignien in diesem Kreuz hinterlassen, um den Träger vor dem absolut Bösen zu schützen.

Der große Kampf, der seit Bestehen der Welt ausgetragen wurde, spielte sich hier in einem kleineren Rahmen ab.

Hiller schaute mich an. Dabei lief ihm der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Er hatte Angst. Erbärmliche Angst, das stand schon jetzt fest.

»Was was willst du von mir?« drängte er. »Wer bist du?«

»Ich heiße John Sinclair!«

»Du du bist kein Soldat?«

»Nicht direkt.« Mehr antwortete ich nicht auf seine Frage. Dafür hakte ich nach. »Ich will von dir die Wahrheit und nichts als die Wahrheit wissen. Was habt ihr vor? Wer gehört noch alles zu euch?«

»Ich – ich...«

»Sag es!«

»Nein!« Er heulte das Wort heraus und sackte in die Knie. Ich war sofort bei ihm, packte ihn mit der freien Hand an der Schulter, drehte ihn herum und warf ihn aufs Bett.

Auf dem Rücken blieb er liegen.

Das Kreuz ließ ich dicht vor seinem Gesicht pendeln. Wie hypnotisiert starrte er darauf. Sein Blick verschwamm. Er begann so zu zittern, daß das Bett mitwackelte. Aus einer Eingebung heraus schlug er plötzlich nach dem Kruzifix.

Er traf es auch und brüllte auf.

Mit dem Handrücken hatte er das Kreuz berührt. An der Kontaktstelle färbte sich seine Haut dunkelrot. Deutlich sah ich den Abdruck, den das Kreuz hinterlassen hatte.

Buck Hiller war ein Dämon!

Blitzschnell packte ich zu und riß sein Hemd auf.

Frei lag die Brust vor mir. Nackt und behaart. Wie bei einem Wolf.

»Du bist es!« schrie ich ihn an. »Du bist ein Werwolf. Gib es zu!«

Er wimmerte.

»Sag es!«

»Ja und nein!« schrie er. Speichel sprühte in mein Gesicht. »Ich bin fast so weit. Ich... ahhh...«

Langsam trat ich zurück. Ich wollte ihn nicht noch mehr quälen, war mir aber sicher, daß er jetzt reden würde.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

Buck Hiller blieb weiterhin auf dem Bett liegen. Ich gab ihm einige Zeit, damit er sich beruhigen konnte.

Dann sprach er von selbst.

»Ich war erst zwei Wochen hier, da geschah es. Wir waren eine Gruppe von sieben Leuten, und wir marschierten hinaus zur Gefechtsausbildung. Unsere Gruppe wurde angeführt von First Lieutenant Roderick van Cleef. Wir gingen in den Wald, der sich bis zur Küste erstreckt. Dort stellte uns van Cleef dann vor die Alternative. Entweder zu ihm zu gehören oder als Feiglinge abserviert zu werden.«

»Was bedeutet abserviert?« fragte ich.

»Sonderausbildung!«

Ich verstand. »Weiter«, sagte ich.

»Wir stimmten alle zu, und van Cleef war zufrieden. Wir mußten allerdings die Nacht abwarten und versammelten uns so lange auf einer Lichtung. Dann erschienen gegen Mitternacht die Wölfe. Zuerst wollten wir schießen, doch van Cleef bedeutete uns Einhalt. Er selbst

kümmerte sich um die Tiere, spielte mit ihnen und ließ sich auch von ihnen verwöhnen. Wir waren ziemlich überrascht, sagten aber nichts. Dann rückte van Cleef langsam mit seinem Vorschlag heraus. Aus seiner Tasche nahm er eine Flasche mit einer dunklen Flüssigkeit. Wir wurden dazu gezwungen, von dieser Flüssigkeit zu trinken. Nachdem jeder von uns einen großen Schluck genommen hatte, war die Flasche leer. Jetzt erst lüftete van Cleef das Geheimnis dieses Tranks. Es war eine Mischung aus einem Kräutereinsatz und Wolfsblut. Und van Cleef sagte, daß der Keim der Werwölfe uns jetzt infiziert hätte. Wir könnten nichts mehr machen, wir würden den Keim in uns tragen, und er würde sich sogar vermehren. Ihm sei es fast auch so gegangen. Nur sei er von einem Wolf gebissen worden.«

Die Geschichte klang zwar sehr fantastisch, aber ich glaubte sie Hiller trotzdem.

»Weiter«, forderte ich ihn auf.

»Keiner von uns hat das richtig geglaubt, was er uns gesagt hatte. Wir hielten es eher für einen Scherz, für einen gelungenen Soldatenstreich, doch wir wurden eines Besseren belehrt. Ich merkte, wie ich mich veränderte. Ich wurde aggressiv und mir machte es plötzlich Spaß, andere zu quälen. Aber auch körperlich wurde ich ein anderer. Mir wuchsen dunkle Haare. Es wurden immer mehr. Schließlich bedeckten sie meinen Körper wie ein Fell. Und ich merkte, daß ich das Tageslicht nicht mehr so vertragen konnte, und daß ich immer mehr die Eigenschaften eines Wolfs annahm. Ich konnte mich gut in ihre Lage versetzen, ja, ich wollte so werden wie sie. Bei Vollmond saß ich am Fenster und blickte hoch zum dunklen Himmel. Der Mond war für mich der Inbegriff der Kraft, ich betete ihn an, er gab mir das, was ich brauchte. Den anderen erging es ebenso. Wir trafen uns heimlich in der Nacht, um über unsere Pläne zu sprechen.«

Ich unterbrach den Mann. »Wann findet der nächste Treff statt?«

Er schaute mich an. »Bald schon, sehr bald...«

»Wann?«

»In der folgenden Nacht!«

Das hatte ich nur hören wollen. Und ich war sicher, daß ich in der nächsten Nacht dabeisein würde.

Nur wo trafen sie sich?

Ich fragte danach und bekam auch die Antwort. »Dort wo die Küste und der Wald zusammenlaufen. Da ist ein schmaler Strand, und der Mond scheint dort besonders stark.«

Ich nahm meine Sachen vom Bett und zog mich an. Das Kreuz hingte ich über den Kopf. »Die Wölfe sind tot«, sagte ich beiläufig.

Buck Hiller sprang vom Bett hoch. »Nein«, ächzte er.

»Doch.« Ich nickte.

»Dann ist alles aus«, jammerte er und schlug die Hände vor sein

Gesicht.

»Sie hatten mich töten wollen«, erklärte ich ihm.

»Nein, Sinclair, Sie wollten dich bestimmt nicht töten. Du solltest nur so werden wie sie, das ist alles.«

»Darauf kann ich verzichten!«

»Aber jetzt ist alles vorbei!« schrie er.

»Warum?«

»Wir können nicht mehr zurück! Wenn die Wölfe tot sind, ist auch unsere Chance dahin, denn nur durch sie hätten wir das Serum bekommen, das uns zurückführt zu einem normalen Leben.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Van Cleef!«

Ich mußte laut lachen. »Und ihm glaubst du?«

»Ja.«

»Dann hast du auf das falsche Pferd gesetzt«, erwiderte ich hart.

»Nein!« keuchte er. »Nein, ich glaube ihm. Van Cleef ist stärker als du. Gegen ihn kommst du nicht an. Er wird dich töten, wir werden dich töten!«

Er schrie und tobte, war wie von Sinnen, und mir wurde bewußt, daß er dicht vor einer Metamorphose stand.

Die Verwandlung konnte nicht mehr lange zurückgehalten werden.

Diese Nacht sollte entscheidend werden...

Ich war ratlos, ich wußte nicht, was ich machen sollte. Töten konnte ich diesen Mann nicht. Wären wir in London gewesen, hätte alles ganz anders ausgesehen. Dort war ich zu Hause, dort besaß ich Einfluß, und dort hätte ich den Werwolf einsperren lassen können.

Aber hier?

Nicht einmal flüchtig kam mir der Gedanke, ihn zu töten. Er war noch kein vollendeter Dämon, sondern zu einem großen Teil noch ein Mensch.

Doch vorerst brauchte ich mir keine Gedanken über das weitere Schicksal zu machen, denn plötzlich flog die Tür auf. So heftig, daß sie bis gegen die Wand knallte und wieder zurückgeworfen wurde, um ins Schloß zu fallen.

Aber die kurze Zeitspanne hatte gereicht, die drei Männer ins Zimmer zu lassen.

Zwei davon waren einfache Soldaten.

Buck Hiller stieß einen heulenden Schrei aus. Damit wußte ich, daß auch die beiden Kerle zu den Wölfen gehörten.

Blieb der dritte Mann!

Und das war Sergeant Rapp. Breitbeinig stand er im Zimmer. Die kurzläufige Maschinenpistole der Marke Uzi sah in seinen Fäusten beinahe wie ein Spielzeug aus.

Aber es war keins, das wußte ich genau.

Rapp starrte mich böse an. Dann schrie er plötzlich: »Packt ihn, den Schurken!«

Plötzlich klopfte es an die Tür.

Einmal, zweimal, dreimal.

Das Zeichen.

Van Cleef verließ das Badezimmer und ging quer durch seinen Wohnraum, um zu öffnen.

Halb zog er nur die Tür auf, damit Sergeant Rapp in das Zimmer schlüpfen konnte.

Der First Lieutenant stieß die Tür sofort wieder hinter ihm zu und schloß ab. »Was ist los?«

Rapp starrte den Werwolf an. Obwohl er wußte, daß er ein Monster vor sich hatte, konnte er sich noch immer nicht an den Anblick gewöhnen. Rapp und van Cleef hielten zusammen. Der Sergeant war der Verbindungsmann des First Lieutenants.

»Hast du was zu trinken?« fragte Rapp.

»Ja.« Der Werwolf sprach mit menschlicher Stimme.

Der Werwolf nahm Platz. Er zog van Cleefs Schreibtischschublade auf und holte ein Glas hervor. Die Flasche nahm er aus einem anderen Fach. Seine Finger zitterten, als er das Glas vollkippte. Er wußte, daß in dieser Nacht etwas geschehen würde, und doch hatte er Angst. Mit einem Zug leerte er das Glas.

»Also, was ist los?« fragte van Cleef.

Rapp stand auf und sagte nur ein Wort. »Sinclair!«

»Was ist mit ihm?« fragte der First Lieutenant:

»Er gefällt mir nicht.«

»Und warum?«

»Sinclair hat die vier Wölfe getötet. Der Reporter hat ihm dabei geholfen. Auch daß sie zu zweit waren, besagt nichts. So leicht hätte das niemand geschafft.«

Van Cleef fuhr herum. Er wurde von den Neuigkeiten überrascht. »Was hat er?«

Sergeant Rapp genoß seinen Triumph. Zum erstenmal sah er den Werwolf wirklich überrascht.

Van Cleefs Hände schossen vor. Die Finger waren schon teilweise zu Pranken geworden. Eisern packten sie zu, drehten Rapps Hemd in Höhe des Kragens zusammen und schüttelten den Mann dann durch. »Wiederhole, was du gesagt hast! Los!«

»Die vier Wölfe sind tot. Man hat sie erschossen. Ich habe es gehört, als Sinclair und dieser schnüffelnde Reporter eingetroffen sind. Und die haben nicht gelogen.«

Van Cleef schüttelte den Kopf. Wahrlich nicht. Sein Fell sträubte sich,

die Haare standen entgegengesetzt, so sehr war er aufgeregt. Und plötzlich wurde ihm bewußt, daß ein Feind in das Lager eingedrungen war. Er dachte darüber nach, daß dieser Sinclair die Wölfe nicht mit normalen Kugeln getötet haben konnte, denn die Tiere waren dämonischen Ursprungs und normale Bleimantelgeschosse konnten ihnen nichts anhaben. Da mußte man schon ein anderes Geschöß benutzen.

Geweihtes Silber, zum Beispiel!

Waren dieser Sinclair und der Reporter damit ausgerüstet? Es mußte so sein. Zum erstenmal machte sich van Cleef Vorwürfe, daß er so unvorsichtig gewesen war und der Stadt London einen Besuch abgestattet hatte. Er war von den aufmerksamen Polizisten gesehen worden. Wahrscheinlich hatten sie seine Spur bis hierher verfolgt.

Es gab nur eine Alternative.

Sinclair und Conolly mußten sterben, bevor sie noch mehr Unheil anrichteten und der gesamte Plan aufflog.

Aber er wollte diesen beiden nicht entgegentreten. Und das sagte er Rapp auch.

Der Sergeant grinste. »Dann bleibt wieder alles an mir hängen, wie?«

»Genau.«

»Ich verlasse mich da ganz auf meine Waffe«, sagte Rapp. »Mit der Uzi werde ich ihn schon schaffen.«

»Bist du verrückt!« fuhr van Cleef ihn an. »Wenn du ihn hier erschießt, erregt das zuviel Aufsehen. Es reicht, daß bei mir schon eine Verwandlung eingesetzt hat. Bring Sinclair irgendwo anders um!«

»Auch klar.«

»Und der Reporter?«

»Den natürlich auch!«

»Wird erledigt.« Rapp schaute den Werwolf an. »So kannst du dich nicht mehr sehen lassen«, sagte er. »Wie ist das nur gekommen?«

Van Cleef schlug mit beiden Pranken gegen seine Oberschenkel. »Ich weiß es nicht. Ich stand vor dem Spiegel und verwandelte mich plötzlich. Ich war einfach machtlos.«

»Das kann passieren.« Rapp hatte seine Sicherheit wiedergefunden. Er stand auf und ging.

Hinter ihm schloß der First Lieutenant wieder ab. Er war übervorsichtig. Bis jetzt hatte sein Inkognito gehalten. Doch nun war jemand ins Camp gekommen, der ihm Sorgen bereitete.

Sinclair hieß der Mann.

Er und der Reporter hatten die vier Wölfe erledigt. Und war der Reporter wirklich nur zufällig eingetroffen, oder stand er mit Sinclair in Verbindung?

Der First Lieutenant glaubte an die zweite Lösung.

Dann war man ihm also auf die Spur gekommen. Ausgerechnet

wenige Stunden vor der alles entscheidenden Nacht.

Und es gab noch einen Unsicherheitsfaktor. Das war Susan Howard. Sie würde durchdrehen, wenn sie erfuhr, was mit ihrem Freund los war. Sie hatte zwar bereits einige Andeutungen gemacht, doch van Cleef drehte das Gespräch dann immer in eine entgegengesetzte Richtung.

Susan mußte ausgeschaltet werden.

Darüber machte sich van Cleef im Augenblick keine Gedanken. Wichtig und ernst zu nehmen waren die beiden Männer.

Davor mußte van Cleef sich hüten. Er hatte den Sergeant bereits weggeschickt, um sich dieses Sinclairs anzunehmen. Rapp war ein Typ, der seine Sache gründlich machte, und er war dem Werwolf ergeben. Van Cleef hätte ihm versprochen, ihn zum reichen Mann zu machen, wenn er sich auf seine Seite stellte. Von einem dämonischen Leben wollte Rapp nichts wissen. Für ihn zählte nur das Geld.

Unruhig schritt van Cleef in seinem Zimmer auf und ab. Er war eine grauenhafte Erscheinung. Die Haare fast schwarz. Das Fell so dicht wie bei einem richtigen Tier. Die Augen glühten gelblich. Spitz stach die Schnauze vor. Sie war halb geöffnet, so daß die weißen Reißzähne blitzten. Der Werwolf war hochgradig erregt, und deshalb schäumte zwischen seinen Zähnen der Geifer.

Diese Nacht war entscheidend. In den nächsten Stunden wollte er alle Brücken hinter sich abbrechen, um nach London zu gelangen und dort sein weiteres Dasein als Werwolf zu manifestieren.

Ja, London sollte leiden. Es wurde Zeit, den Terror in diese Stadt zu bringen.

Er stieß einen heulenden Laut aus, als er daran dachte. Die Stadt war unvorbereitet, die Menschen würden völlig überrascht werden. Und dann gab es keine Rettung mehr.

First Lieutenant Roderick van Cleef schwelgte so sehr in Erinnerungen, daß er das Klopfen an der Tür überhörte. Erst beim zweiten Mal wurde er aufmerksam.

Geduckt blieb er stehen. Sein Fell sträubte sich, die Schnauze klaffte auf.

»Wer ist dort?« fragte er und bemühte sich, seiner Stimme einen menschlichen, normal klingenden Ton zu geben.

»Ich, Susan!«

Meine Kameraden waren ziemlich kräftig gebaut. Ich kannte sie nur vom Ansehen, persönlichen Kontakt hatten wir nicht gehabt. Und sie folgten Rapps Befehlen blind.

Ich hatte nicht nur die beiden vor mir, sondern auch Sergeant Rapp mit seiner Maschinenpistole und zusätzlich Buck Hiller in meinem

Rücken.

Ein Verhältnis, das mir gar nicht gefiel. Zudem war ich noch angeschlagen.

Der einzige Vorteil - Rapp wollte mich lebend haben, sonst hätte er schon längst geschossen. Und diese Schüsse wären gehört worden, was wiederum einiges an Aufmerksamkeit nach sich gezogen hätte.

Der erste sprang mich an. Mit dem rechten Fuß stieß er zu. Dieser Bursche konnte Karate. Allerdings trug er schwere Stiefel an seinen Füßen, und die machten ihn etwas unbeweglicher.

Ich wich aus, bekam das zurückschnellende Bein zu packen und hebelte es herum.

Der Kerl machte eine perfekte Bruchlandung, behinderte seinen zweiten Kumpan, und der Angriff kam für einen Moment ins Stocken. Freuen konnte ich mich darüber nicht, denn plötzlich hing mir Buck Hiller im Nacken.

Bevor jedoch seine Pranken meine Kehle umfassen konnten, bückte ich mich und schleuderte ihn über mich hinweg.

Hiller flog durch die Luft und machte die gleiche Bruchlandung.

Doch die anderen beiden hatten sich inzwischen erholt. Einer hechtete nach meinen Beinen, der andere schickte seine Faust auf die Reise. Ihr konnte ich ausweichen, doch einen Sturz mußte ich verdauen. Mit dem Rücken zuerst landete ich auf dem Boden. Wieder schossen die Schmerzen durch meinen Körper, und für Bruchteile von Sekunden bekam ich keine Luft mehr.

Ich mußte einen Hieb einstecken, der mich an den Rand einer Ohnmacht brachte. Ein weiterer preßte mir die Luft aus den Lungen. Mir wurde schlecht. Wie durch eine Wand hörte ich Sergeant Rapps Schrei.

»Jetzt habt ihr den Bastard!« brüllte er. »Macht ihn fertig!«

Rapp war wie von Sinnen, aber sein Schrei weckte nicht nur die Aktivitäten der Angreifer, sondern auch meine Wut. So leicht wollte ich es den Kerlen nicht machen.

Ich schüttelte die Benommenheit ab und explodierte förmlich.

Wie die Schenkel einer Schere fuhren meine Arme auseinander. Gleichzeitig sprang ich hoch, ließ ein Bein vorschnellen, traf und bekam Luft.

Wieder fiel der Tisch um. Ein Stuhl ging ebenfalls zu Boden, aber den zweiten Stuhl packte sich Buck Hiller.

Von der Seite her drang er auf mich ein. Wie einen Propeller schwang er das Möbelstück über seinen Kopf. Dann ließ er den Stuhl im richtigen Augenblick los, so daß er auf meinen Kopf zuraste.

Ich sprang hastig zurück und prallte gegen die beiden übereinandergestellten Betten. Die Konstruktion wackelte, so heftig war ich dagegengeknallt.

Der Stuhl aber wischte an mir vorbei und traf dicht neben dem Fenster die Wand. Fast hätte er die Scheibe noch aus der Verankerung gerissen.

Hiller gebärdete sich wie ein Tollwütiger. Er wollte mich erledigen, denn ich hatte ihn enttarnt.

Mit den Fäusten konnte ich mich auf die Dauer nicht verteidigen, doch ich hatte mein Kreuz.

Und das hielt ich Hiller entgegen.

Der Werwolf stoppte. Wütend fauchte er auf und riß seinen Arm hoch.

Aber auch die beiden anderen Soldaten reagierten ähnlich. Sie wichen zurück, und das machte mich stutzig. Also waren auch sie von dem Keim des Bösen bereits infiziert.

Nur Rapp stand noch da.

Er hatte die Maschinenpistole.

Der Sergeant beobachtete seine Kreaturen, wie sie sich in der Nahe der Tür zusammendrängten. Er hob die Mündung der Uzi ein wenig an. »Bleib nur stehen!« brüllte er.

Ich hob die Arme, denn seine Augen sagten mir, daß er schießen würde. Ich ahnte den Willen zu töten, und mir lief eine Gänsehaut über den Körper.

»Wirf das Kreuz weg!« befahl er.

Ich zuckte zusammen. Das silberne Kreuz war meine kostbarste Waffe. Wenn es in die Hand meiner Gegner geriet, war ich verloren.

Deshalb zögerte ich.

»Ich schieße, Sinclair!«

Die letzten drei Worte gaben den Ausschlag. Ich warf das Kreuz weg. Es fiel auf das Bett.

Sergeant Rapp nickte. »Fantastisch, Sinclair!« spottete er und kam langsam näher.

Ich spannte mich.

Einen Schritt vor mir blieb er stehen. Wir schauten uns an. In Rapps Augen war kein Funken Menschlichkeit.

Dann trickste er mich aus.

Ich sah nicht, wie er die Maschinenpistole hochriß. Der Lauf kam von unten nach oben. Er traf genau.

Etwas unheimlich Hartes detonierte an meiner Kinnschuppe. Ich sah für einen Augenblick Sterne, die aber sofort wieder verlöschen und mich in die Dunkelheit rissen.

Vor meinem Spind brach ich zusammen.

Auf dem Bett aber lag einsam und verlassen mein geweihtes Silberkreuz.

Als wäre es nur ein Stück Blech, so lässig nahm Rapp es an sich und steckte es in die Hosentasche...

Bill Conolly stand am Fenster seines Zimmers und schaute hinab in die Kasernenanlage. Längst war es dunkel geworden. Die Neonleuchten gaben ein kaltes, weißes Licht. Ein Punktstrahler leuchtete die Fahne an, doch zwischen den einzelnen Kasernenbauten nistete die Dunkelheit.

Hin und wieder glühte Bill Conollys Zigarette auf. Der Reporter war nervös. Er macht sich Sorgen. Nicht so sehr um seine eigene Person, sondern um mich, John Sinclair.

Das Auftauchen der Wölfe war nicht von ungefähr gekommen. Diese Insel mußte ein Hort der Dämonen sein. Für Bill gab es keine andere Erklärung. Was diesen Hort jedoch so gefährlich machte, war die Verbindung mit dem Militär. In diesem Camp wurden Waffen gelagert, das wußte Bill. Vielleicht sogar Raketen, aber zumindest Geschütze und leichte MGs, die reichten aus. Es wäre nicht der erste Fall gewesen, so sich Dämonen die Unterstützung der Menschen holten, um sie für ihre Zwecke zu mißbrauchen. Eine Mischung aus fehlgeleiteten Soldaten und den Mächten der Finsternis war eine besonders brisante Konstellation. Deshalb Bills Angst vor der Zukunft.

Er fragte sich auch, ob das Eingreifen nicht zu spät gekommen war. Denn die Zeichen standen auf Sturm. Die andere Seite würde zuschlagen. Und das sehr bald.

Bill Conolly trat vom Fenster zurück, nachdem er die Zigarette ausgedrückt hatte. Er setzte sich aufs Bett. Er schaute zu der Kugellampe hoch und dachte darüber nach, ob er in seinem Raum sitzenbleiben oder sich mit Susan Howard oder mit mir in Verbindung setzen sollte. Da gab es jedoch noch eine dritte Möglichkeit, die Bill nicht vergessen hatte.

Commander Stafford hatte ihn gebeten, sich zur Verfügung zu halten. Er wollte noch mit Bill reden. Und dieses Gespräch empfand der Reporter als äußerst wichtig. Es mußte ihm gelingen, den Commander von der Existenz der Werwölfe zu überzeugen. Allein konnte Bill in diesem Camp nicht viel ausrichten, er brauchte starke Rückendeckung, die ihm nur der Commander geben konnte.

Daß Stafford selbst zu den Werwölfen gehörte, daran glaubte der Reporter nicht. Der Commander war nicht der Typ dafür. Er gehörte zu der Sorte der Kommißköpfe, die nur ihren stur eingeschlagenen Weg sahen und denen das Wohl der Armee über alles ging, sogar oft über das der eigenen Familie.

Wenn Bill es schaffte, diesen Mann zu überzeugen, dann war das ein Teilerfolg.

Deshalb wartete er.

Unter Umständen konnte Bill Conolly, wenn der Commander nun gar nicht zu überzeugen war, Susan Howard als Zeugin nennen.

Schließlich hatte sie selbst miterlebt, wie die Wölfe angegriffen hatten und was danach mit ihnen geschehen war.

Und ihr würde Stafford sicherlich mehr glauben als ihm, dem fremden Reporter.

Andererseits gefiel Bill Conolly eine gewisse Konstellation in diesem Camp nicht. Susan Howard hatte direkt damit zu tun, denn sie war mit van Cleef liiert. Und auf dem First Lieutenant ruhte Bills großer Verdacht.

Er schaute auf seine Uhr: 19.45 Uhr. Bis 20.00 Uhr wollte er noch warten. Hatte er bis dahin keine Nachricht von dem Commander erhalten, wollte sich Bill auf den Weg machen. Auch wenn sein und mein Inkognito platzten.

Bill riß ein neues Päckchen Zigaretten auf, ließ es aber doch bleiben. Vom Rauchen wurde seine Kondition schlechter. Und die brauchte er.

Im Camp war es ruhig.

Die meisten Soldaten hatten ihren Dienst und auch ihr Essen beendet und vergnügten sich in der Kantine. Bill wußte, daß in solchen Camps viel getrunken wurde, nur damit man die Einsamkeit überbrückte. Es gab kaum Vergnügen. Keine Frauen, keine Pubs nichts. Nur Felsen, viel Gelände, das Meer und die miesen, tristen Kasernen. Da konnte man als labiler Mensch schnell die Nerven verlieren.

Diese kleine Insel war ein Vorposten der Armee. Allerdings gab es auf der Insel keine Radarstation, die dem NATO-Frühwarndienst angeschlossen war. Die Bunker der Beobachter lagen woanders.

Auf dem Gang war es bisher ruhig gewesen, deshalb fielen Bill Conolly die Schritte sofort auf.

Sie näherten sich seiner Tür, verstummten dort, und dann wurde auch schon geklopft.

Bill stand auf. »Come in!«

Der Adjutant des Commanders betrat Bills Bude. Er war ein langer Kerl mit Schnauzbart und grüßte stramm. »Commander Stafford möchte Sie sprechen!«

Bill nickte. »Wurde aber auch Zeit.«

Der Soldat schien durch diese Antwort etwas irritiert zu sein, denn er hob mokiert die Augenbrauen.

Bill ging an ihm vorbei, und gemeinsam verließen sie die Kaserne, um zu Staffords Kommandeursbaracke zu marschieren. Unbewußt paßte sich der Reporter dem militärischen Schritt an.

Stafford erwartete Bill im Vorzimmer. Susan Howard war nicht da. Sie hatte ihren Schreibtisch aufgeräumt und eine Schutzhülle über die Schreibmaschine gestülpt.

Der Commander nickte Bill zu. »Kommen Sie in mein Büro«, sagte er. Der Adjutant verschwand.

Bill schloß die Tür hinter sich. Stafford sah aus wie immer. Seine

Uniform saß korrekt, und sein Gesicht erinnerte an eine glatte Fassade. Nichts darin zeigte an, was er dachte und womit er sich beschäftigte.

»Setzen Sie sich.«

Bill nahm Platz.

Der Commander schaute ihn an. So scharf, als wollte er mit seinem Blick Bills Seele durchbohren. »Nun erzählen Sie mal, Mr. Conolly«, sagte er.

»Was?« fragte Bill, der Stafford gern aus der Reserve locken wollte.

»Die Sache mit den Wölfen. Ich kann sie nicht glauben. Sie klingt mir zu unwahrscheinlich.«

»Ja, das stimmt«, gab Bill zu. »Unglaublich ist sie. Aber trotzdem wahr.«

»Hm ja, Sie haben jetzt die Gelegenheit, mich zu überzeugen. Ich möchte nämlich nicht, daß ich Ihre Meinung erst aus der Zeitung erfahre. Leider haben viele Ihrer Kollegen die Angewohnheit, es mit der Wahrheit nicht genau zu nehmen, so daß man oft die tollsten Sachen lesen kann.«

»Von diesen Kollegen distanzieren ich mich«, erwiderte Bill Conolly kühl.

»Es freut mich, daß Sie so denken.«

Für Bill war dieser Satz das Startzeichen. Er berichtete, daß er und Susan die Wölfe unterwegs gesehen hatten, als sie Sinclair nachgefahren waren.

»Das kann ich nicht glauben«, sagte Stafford, als Bill geendet hatte.

»Es stimmt aber!«

»Sie würden es auf Ihren Eid nehmen?«

»Jederzeit.«

»Hm.« Der Commander überlegte. Er war ein Mann, der von einem Eid sehr viel hielt, und Bills Antwort hatte ihn nachdenklich gemacht.

»Sie tragen ja auch einen Teil der Schuld«, sagte Bill.

»Wieso?«

»Sie haben die Sonderbehandlung empfohlen, Commander!«

»Das ist bei uns so üblich. Die Soldaten müssen gescheucht werden, sonst halten sie im Ernstfall nicht durch.«

»Dann ist es Ihnen also egal, wenn jemand stirbt. Denn der Soldat Sinclair wurde an den Jeep gebunden und mußte hinterherrennen. Als er erschöpft war, ließ man ihn kurzerhand für die Wölfe liegen. So etwas decken Sie, Commander?«

Staffords Mundwinkel zuckten. »Das habe ich nicht gewußt!« verteidigte er sich.

Bill lächelte. »Ich glaube es Ihnen sogar. Nur sollten Sie sich mal etwas um Ihren First Lieutenant kümmern. Der scheint mir nicht ganz astrein zu sein.«

Jetzt wurde der Commander doch unruhig. »Ich weiß nicht, was Sie gegen Lieutenant van Cleef haben, er ist ein ausgezeichnete Soldat, Mr. Conolly.«

»Deshalb brauchte er ja nicht auch ein guter Mensch zu sein«, erwiderte Bill. »Da kann er durchaus...«

»Zügeln Sie Ihre Zunge!«

Bill lächelte milde. »Commander, Sie denken zu militärisch. Wenn sich einmal etwas in Ihrem sturen Schädel festgesetzt hat, dann ist es so gut wie unmöglich, daß Sie Ihre Meinung revidieren...«

Stafford sprang auf. »Was erlauben Sie sich?« brüllte er. »In welchem Ton reden Sie überhaupt mit mir?«

Bill streckte seine rechte Hand aus und bewegte die aneinandergelegten Finger nach unten. »Setzen Sie sich wieder, Commander, und hören Sie sich die Wahrheit an!«

Stafford nahm Platz. Er wunderte sich selbst darüber, daß er so reagiert.

»Wir müssen damit rechnen, daß Ihr guter First Lieutenant van Cleef nicht mehr normal ist.«

»Das ist eine ungeheuerliche Behauptung!« zischte Stafford. »Er ist ebenso normal wie Sie oder ich.«

»Das ist er nicht, Sir!«

»Dann beweisen Sie es, zum Henker!«

»Das werde ich auch, Sir.« Bill lächelte. »Nur brauche ich dafür noch etwas Zeit und Ihre Unterstützung. Ich frage Sie, Commander: Würden Sie alles in Ihrer Macht Stehende tun, um Schaden von dieser Insel abzuhalten?«

»Selbstverständlich. Das gebietet mir allein schon meine Ehre als Soldat.«

»Dann lassen Sie van Cleef festnehmen!«

Stafford schaute Bill Conolly an, als hätte er einen Verrückten vor sich. »Wiederholen Sie das, Mr. Conolly«, flüsterte der Commander.

Bill tat es.

»Gut.« Stafford nickte und hämmerte seine flache Hand auf die Schreibtischplatte. »Ich kann Ihre Meinung nicht ändern, Mr. Conolly. Doch Sie können mich nicht zu irgendwelchen Unternehmungen zwingen, die mich meine Ehre und meinen Ruf kosten.«

»Aber Sie bringen die ganze Insel und auch die Besatzung dieses Camps an den Rand des Untergangs«, rief Bill beschwörend.

»Hirngespinnste!«

»Ich bringe Ihnen die Beweise«, sagte Bill Conolly. »Aber dann wird es zu spät sein. Wissen Sie überhaupt, was geschehen ist?«

»Um mir diesen Bericht anzuhören, habe ich Sie ja kommen lassen. Aber bis jetzt habe ich nichts Derartiges von Ihnen gehört, Mr. Conolly. Bitte, reden Sie!«

Bill erzählte, obwohl ihm die Zeit auf den Nägeln brannte. Mit jeder Minute, die verging, wuchsen die Chancen der Gegenseite. Die Wölfe hatten bald ihre Nacht. Und sie würden zuschlagen. Eiskalt und ohne Pardon.

Commander Stafford hörte ruhig zu. Nur manchmal zuckten seine Wangen, dann wollte er wohl etwas sagen, doch er beherrschte sich immer im letzten Augenblick.

Als Schlußsatz fügte Bill Conolly hinzu: »Wenn Sie mir nicht glauben, dann fragen Sie bitte Ihre Mitarbeiterin. Miß Howard wird Ihnen Punkt für Punkt meine Erzählungen bestätigen können. Mr. Sinclair sowieso.«

Der Commander faltete die Hände und legte sie auf die Schreibtischkante. »Ich gebe zu, daß ich in meiner Jugend schon mal von Werwölfen gehört und gelesen habe. Aber das waren Schauergeschichten, die man sich erzählte. Aber Werwölfe existieren nicht, Mr. Conolly. Die gibt es nur in der Fantasie einiger Autoren, die sich mit dieser spektakulären Literatur beschäftigen. So leid es mir tut, aber ich kann Ihnen da nicht entgegenkommen.«

Bill atmete tief aus. Es kostete ihn Mühe, ruhig zu bleiben.

»Bringen Sie mir Beweise!« sagte der Commander noch, »und Sie finden in mir einen loyalen Partner.«

Bill nickte. »Okay, dann will ich Ihnen noch etwas sagen, Commander. Mr. Sinclair, der bei Ihnen als einfacher Soldat seinen Dienst tut, ist in Wirklichkeit kein Angehöriger der Armee. Er wird es auch nie werden. Tatsächlich ist John Sinclair Oberinspektor bei Scotland Yard. Seine Sonderabteilung hat es sich zur Aufgabe gemacht, Verbrechen, die den Anstrich des Okkulten haben, zu bekämpfen. Das heißt, John Sinclair ist drückt man es populär aus ein Geisterjäger.«

Jetzt war der Commander blaß geworden. »Sie haben wirklich den Mut und die Unverfrorenheit besessen, mich zu hintergehen?« fragte er tonlos.

»Es war keine Unverfrorenheit«, erwiderte der Reporter, »sondern eine Anordnung von höchster Stelle!«

Jetzt schluckte der Commander. »Wenn das so ist, dann habe ich in meinem Camp nichts mehr zu sagen!«

»Hätten wir Sie einweihen sollen?«

»Ja.«

Bill lächelte. »Hätten Sie uns auch geglaubt?«

Schweigen.

»Sehen Sie«, sagte der Reporter. »Sie hätten uns sicherlich Schwierigkeiten gemacht. Um denen aus dem Weg zu gehen, haben wir den Fall von einer anderen Seite her aufgerollt.«

»Trotzdem hätte ich informiert werden müssen«, beharrte Stafford.

»Die Sache wird noch ein Nachspiel haben.«

»Meinetwegen«, erwiderte Bill schnell. »Nur tun Sie mir jetzt den Gefallen und arbeiten Sie mit uns zusammen. Es ist wirklich besser. Springen Sie einmal über Ihren eigenen Schatten?«

Die Männer schauten sich an. Bill glaubte zu sehen, wie die Gedanken, des Commanders hinter seiner hohen Stirn rotierten. Für ihn war in den letzten Minuten eine Welt zusammengebrochen. Hinter seinem Rücken war etwas geschehen, von dem er nichts wußte. Unmöglich, so etwas. Andererseits konnte dieser Reporter unter Umständen recht haben. Schließlich war auch dem Commander schon das etwas seltsame Benehmen des First Lieutenant aufgefallen, und dieser Sinclair als auch der Reporter schienen wirklich Rückendeckung von oberster Stelle zu besitzen, sonst wären sie niemals in dieses Camp hineingekommen. Außerdem war Conolly Journalist. Wenn er tatsächlich einen Bericht schrieb, wollte der Commander nicht als Trottel dastehen, der nichts gewußt hatte und sich außerdem noch wenig kooperationsbereit zeigte. Das alles wog Stafford ab, bevor er sich zu einer Entscheidung durchrang.

»Gut, Mr. Conolly«, sagte er, »arbeiten wir zusammen. Sie kennen sich besser aus, was schlagen Sie vor?«

»Ich möchte, daß van Cleef Farbe bekennt«, sagte der Reporter.

»Einverstanden, dann lasse ich ihn holen.«

Der Commander gab seinem Adjutanten Bescheid, und der verschwand. Wenig später schon war er wieder zurück. »Der First Lieutenant van Cleef ist nicht in seinem Zimmer«, meldete er.

»Haben Sie ihn suchen lassen?«

»Nein, Sir.«

»Dann machen Sie es jetzt.«

»Moment noch!« mischte Bill Conolly sich ein. »Können Sie nicht zuvor den Soldaten Sinclair holen?«

Der Adjutant schaute den Commander an, und Stafford nickte.

Aber auch John Sinclair war nicht aufzufinden.

Jetzt wurde Bill nervös. »Mir scheint, die Vorbereitungen laufen auf vollen Touren!«

Der Commander schickte seinen Adjutanten hinaus, bevor er fragte: »Soll ich meine Leute mobil machen?«

»Alarm?«

»Ja.«

Der Reporter überlegte. Er entschied sich innerhalb von Sekunden. »Nein, Sir, keinen Alarm. Wenn die andere Seite merkt, daß wir ihr auf der Spur sind, kann es Ärger geben. Das heißt, ich gebe dann für John Sinclairs Leben nicht mehr viel. Ich werde es allein versuchen, wenn Sie gestatten.«

Der Commander schüttelte den Kopf. »Das gestatte ich nicht, Mr.

Conolly. Ich bleibe bei Ihnen.«

Bill lächelte. »Okay, Commander!« Der Reporter war im Prinzip froh, denn Stafford kannte sich auf der Insel gut aus.

»Und was ist mit Miß Howard?« fragte er plötzlich.

Bill schluckte. »Verflixt, daran habe ich gar nicht mehr gedacht.«

Stafford war ein Mann schneller Entschlüsse. »Schauen wir bei ihr nach«, sagte er.

Bill war einverstanden.

Drei Minuten später standen sie vor Susan Howards Zimmer, doch das Girl meldete sich nicht.

»Ich glaube fast, daß wir zu spät gekommen sind«, sagte Bill Conolly rauh.

Der Werwolf lauschte Susans Stimme nach. Seine Haltung hatte sich gespannt, er war geschockt.

Was sollte er tun? Wie reagierte man in einer solchen Situation? Susan ahnte, daß mit ihm etwas nicht stimmte, aber sie wußte nicht, daß die Metamorphose schon so weit fortgeschritten war. Aber wegschicken konnte er sie auch nicht.

Su klopfte abermals.

Und da hatte sich van Cleef bereits entschlossen. Ja, er würde sie einlassen. Susan sollte sowieso der letzte Trumpf in seiner Hand sein, falls etwas schief laufen sollte.

»Öffne doch!«

»Ja, ja.« Der Werwolf bemühte sich, seiner Stimme einen normalen Klang zu geben.

Er sah schrecklich aus, als er auf die Tür zuschritt. Sein Maul war geöffnet, und er war auch bereit, zuzubeißen.

Van Cleef stellte sich im toten Winkel der Tür auf, streckte seinen Arm so weit es ging nach vorn und drückte mit seiner Pranke die Klinke nieder.

Dann riß er die Tür auf.

»Das hat aber lange gedauert«, sagte Susan Howard, trat über die Schwelle und blieb überrascht stehen. »Wo bist du, Rod?«

Van Cleef drosch die Tür zu. Es knallte wie ein Pistolenschuß.

»Hier bin ich«, sagte der First Lieutenant.

Su fuhr herum. Eine Sekunde lang starrte sie van Cleef ins Gesicht. Sie dachte erst, daß sich der Offizier einen Scherz erlaubt hätte, um sie zu erschrecken. Deshalb lächelte Su, doch das Lächeln zerbrach, als sie erkannte, daß sich van Cleef keine Maske über den Kopf gestülpt hatte.

Der Werwolf war echt!

Susan schüttelte den Kopf. »Nein!« keuchte sie. »Das... das darf nicht

wahr sein! Bitte ich...« Sie wich zurück und streckte abwehrend beide Hände aus.

Van Cleef folgte ihr. Er war hochgradig erregt. Aus seinem Maul tropfte der Geifer. Dabei stieß er ein drohendes Knurren aus, und seine Augen funkelten tückisch.

Susan blieb stehen. Auf einmal wurde ihr die grausame Wahrheit bewußt. Sie dachte an die Stunden am Nachmittag, an den Überfall der Wölfe und daran, wie sie zerfallen waren, nachdem die Kugeln sie getroffen hatten. Jetzt stand ein Wolf vor ihr.

Ausgerechnet ihr Freund Roderick van Cleef! Er war eine Bestie aus dem Horrereich!

Unfaßbar.

Ihr Mund öffnete sich, sie wollte schreien, doch die Pranken des Werwolfs waren stärker.

Bevor noch ein Laut ihre Kehle verlassen konnte, hatte van Cleef schon zugepackt. Susans Schrei erstickte im Ansatz.

Van Cleef ließ nicht los. Er starrte Susan ins Gesicht, sah, daß es rot anlief und spürte auch nicht die Schläge, die gegen seinen Körper prasselten, als Susan sich wehrte.

Darm wurde sie schlaff.

Van Cleef ließ los, und Susan Howard sank zusammen. Der Werwolf ließ sie zu Boden gleiten und fühlte nach ihrem Herzschlag.

Er nickte zufrieden.

Susan Howard war nur bewußtlos. Genau wie er es haben wollte. Doch jetzt durfte er keine Zeit mehr verlieren. Sein Inkognito, seine Tarnung waren gelüftet. Die große Aufgabe stand dicht bevor.

Er nahm Susan auf die Arme und ging zur Tür. Bevor er sie aufzog, warf er das bewußtlose Mädchen über seine Schulter.

Leer lag der Gang vor ihm.

Die anderen Soldaten hockten in der Kantine und schluckten. Das kam ihm gelegen. Nur am Eingang der Kaserne würde die Wache sitzen. Aber sie konnte van Cleef umgehen.

Er ging vor bis zum Flurfenster, öffnete es und stieg nach draußen. Er landete auf weichem Rasen.

Geduckt huschte er weiter, bis zu seinem Jeep. Gesehen hatte ihn niemand.

Er warf das Mädchen auf den Rücksitz, setzte sich hinter das Steuer und startete.

Mich hatte es schlimm erwischt!

Damit meine ich nicht einmal den Schlag unter das Kinn, sondern vielmehr den Verlust des Kreuzes.

Ja, man hatte es mir genommen!

Das merkte ich zuerst, als ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte. Es fehlte was auf meiner Brust. Als zweites stellte ich fest, daß ich gefesselt war. Man hatte mir die Stricke um Hände und Füße gebunden, die Beine angewinkelt und mich auf den Rücksitz eines Wagens verfrachtet.

Es war ein Jeep. Die harte Federung ließ meinen malträtierten Körper jede Unebenheit der Straße spüren, aber ich mußte die Schmerzen ertragen.

Ich lag zum Teil auf dem Rücken und halb auf der rechten Seite. Eine unbequeme Stellung. Wenn ich die Augen öffnete was mir schwer genug fiel –, erkannte ich weit über nur den dunklen Nachthimmel. Ein steifer Wind fuhr über die Insel. Er säuselte und jammerte zwischen den Felsblöcken, und mir kam das Geräusch vor wie eine Totenmelodie für John Sinclair.

Auch einen großen Teil der gewaltigen Haufenwolken hatte der Wind weggeegt. Dazwischen schimmerten die Sterne wie Diamantsplitter, und ich sah auch den vollen Mond, der mich an eine blasse Zitrone erinnerte.

Sein fahler Glanz berührte die Insel und das Meer.

Es war Werwolfwetter...

Ich fror. Der Wind fuhr durch meine Kleidung und zauberte einen Kälteschauer auf meine Haut, irgendwie roch die Luft schon nach Schnee. Ich wunderte mich nicht, wenn schon bald die ersten Flocken fielen. Ob ich das allerdings noch erlebte, war fraglich, denn meine Gegner machten nicht den Eindruck, als würden sie mich am Leben lassen.

Es gelang mir, mich ein wenig aufzurichten und den Kopf zu heben. Vor mir erkannte ich den breiten Rücken des Sergeants. Er fuhr. Neben ihm saß Buck Hiller, mein Stubenkamerad. Er war also wieder in das andere Lager übergelaufen.

Was besaß ich noch an Waffen?

Wenig genug. Mein Kreuz hatten sie mir abgenommen. Ich war sicher, daß Rapp es bei sich trug, denn er war kein Dämon, und deshalb konnte ihm das Silber auch nichts anhaben. Meine Beretta lag im Spind. Allerdings fühlte ich einen wohlvertrauten Druck an der Seite.

Dort steckte mein silberner Dolch. Ihn hatten die Burschen nicht gefunden.

Ein Hoffnungsschimmer, der aber gleich darauf wieder verschwand, denn ich war so gefesselt worden, daß ich die Arme kaum bewegen konnte. Mit den Füßen erging es ähnlich. Die Soldaten lernten hier, wie man einen Gegner richtig verschnürte.

Hiller bewegte sich und drehte den Kopf. Er war noch nicht zu einem Werwolf degeneriert, sein Gesicht schimmerte bleich, doch der Blick

seiner dunklen Augen flackerte und bewies mir, daß Hiller ziemlich unter ›Strom‹ stand.

»Er ist wach«, meldete er.

Rapp drosselte die Geschwindigkeit und drehte sich ebenfalls um. Sein Gesicht zeigte ein zynisches Grinsen. »Bist ein harter Knochen, Sinclair, andere wären länger im Reich der Träume geblieben.«

Ich antwortete nicht, aber Rapps Bemerkung erinnerte mich wieder an mein Kinn. Es schien um das Dreifache gewachsen zu sein, zudem schmerzte mir mein gesamter Unterkiefer.

Dieser Sergeant hatte hart zugehakt.

Rapp kümmerte sich wieder um das Fahren, Ich nahm an, daß wir den gleichen Weg einschlugen, den ich schon einmal gefahren war. Erkennen konnte ich nicht viel. Zudem war mir die Insel noch viel zu fremd, und in der Dunkelheit sah man sowieso nicht viel.

Es fiel mir auch auf, daß Rapp kein Licht eingeschaltet hatte. Er wollte also unter keinen Umständen auffallen. Ich fragte mich immer wieder, wie es wohl Bill Conolly ging. Befand er sich ebenfalls in der Hand unserer Gegner, oder war er noch auf freiem Fuß? Sollte die erste Möglichkeit zutreffen, sah es böse aus. Die Werwölfe würden sich daraus ein Vergnügen machen, uns umzubringen.

Als es dann bergab ging, wußte ich, daß wir die höchste Erhebung der Insel hinter uns gelassen hatten und nun auf den Wald zufuhren, aus dem die vier Wölfe gekommen waren.

Meine Spannung wuchs.

Hin und wieder drehte sich Buck Hiller um und warf mir einen haßerfüllten Blick zu. Mir war längst klar, daß es ihm eine Freude sein würde, mich zu töten.

Und andere, mächtigere Dämonen würden auch jubilieren. Der Schwarze Tod zum Beispiel, oder der Spuk, aus dessen Schattenreich ich erst vor kurzem mit knapper Not entkommen war.^[2]

Sie alle hatten schon versucht, mich zu erledigen, es aber nicht geschafft, weil mir mein Kreuz Schutz bot. Nun aber befand es sich in der Hand meines Feindes.

Und das war schlimm.

Urpötzlich sah ich den Mond nicht mehr. Der Jeep war in den Wald gefahren.

Schiefgewachsene Baumstämme nahmen mir die Sicht. An den Ästen und Zweigen hing noch das letzte braune Laub. Es würde bald runterfallen und verfaulen.

Weicher Boden hatte den Stein abgelöst. Der Wald war ein seltsamer Flecken auf dieser Insel, die sonst nur aus Felsen und schroffen Steinen bestand.

Der Wagen rumpelte noch einige Yards weiter, und dann sah ich, wie die Bäume zurücktraten und Platz für eine kleine Lichtung ließen.

Unser Ziel.

Der Motor erstarb.

Es wurde still, allerdings nur wenige Sekunden, dann hörte ich das Rauschen der Brandung und dazwischen das Schlagen der Türen, als der Sergeant und mein Zimmerkollege Hiller ausstiegen.

Rapp riß auch die hintere Tür auf und leuchtete mir mit einer Taschenlampe ins Gesicht.

Im ersten Augenblick schloß ich geblendet die Augen.

Der Sergeant lachte. »Gut siehst du aus, Sinclair. Dein Kinn schillert in allen Farben des Regenbogens.« Er lachte. Dann gab er Hiller den Befehl, mich aus dem Wagen zu hieven.

Der Kerl ging nicht gerade zart mit mir um. Er ließ mich kurzerhand zu Boden fallen, und obwohl Gras meine Landung dämpfte, stach mir der Schmerz doch bis in den letzten Gehirnwinkel. Mühsam nur unterdrückte ich eine Verwünschung.

Sie ließen mich liegen, nachdem mich Rapp und Hiller gemeinsam bis vor den Jeep geschleift hatten.

Ich lag allerdings ziemlich günstig, so daß ich mich auch umschauen konnte.

Groß war die Lichtung nicht. Sie besaß vielleicht einen Durchmesser von zwölf Yards und bot damit genügend Platz, um eine Versammlung abhalten zu können. Umrandet wurde sie von Baumstämmen, die sehr dicht nebeneinander standen und eine regelrechte Wand bildeten.

Rapp, Hiller und ich waren nicht allein. Die anderen Soldaten hatten sich bereits versammelt. Ihre bleichen Gesichter schimmerten in der Dunkelheit, und als Rapp jetzt eine starke Taschenlampe anknipste, sah ich, daß die Soldaten auf dem Boden hockten.

Sie kamen mir irgendwie apathisch vor, stumpf, nicht mehr Herr ihrer Sinne.

Mit Rapp waren es acht Männer.

Sieben davon Werwölfe oder zumindest Geschöpfe, die zu einem Werwolf werden konnten.

Eine verdammt große Übermacht. Zudem war ich noch gefesselt.

Scharf saugte ich die kühle Luft ein. Ich warf einen Blick nach oben, der Mond war weiter gewandert. Nur noch kurze Zeit, und er würde direkt über der Lichtung stehen.

Was dann geschah, konnte ich mir sehr gut vorstellen.

Sergeant Rapp schlenderte heran. Neben mir blieb er stehen und schaute auf mich nieder. Er lächelte kalt.

Stumm erwiderte ich seinen Blick.

»Rechnest du dir noch Chancen aus, Sinclair?«

Ich schaute auf die Maschinenpistole, die er über die Schulter gehängt hatte. »Vielleicht!«

»Entweder bist du ein unverbesserlicher Optimist, oder du kannst

nicht rechnen. Du wirst diese Nacht nicht mehr überleben. Dafür sorgen schon die Wölfe.«

»Ich sehe keine.«

Er lachte wieder. »Warte es ab, bis der Mond günstig steht. Dann kannst du es erleben.«

»Wo ist eigentlich euer Chef?«

»Van Cleef kommt noch.«

»Und was habt ihr danach vor?« fragte ich.

»Wir werden von hier verschwinden. Die Insel interessiert uns nicht mehr. Das meiste hier fliegt sowieso in die Luft.«

Mir stockte der Atem. Aber ich glaubte nicht daran, daß Rapp geblufft hatte. Sie würden wirklich alle Brücken hinter sich abbrechen.

Der Sergeant bemerkte mein Erschrecken und grinste wieder. »Die Vorbereitungen sind getroffen, die Bomben gelegt. Die Uhrwerke laufen, und die Zünder werden richtig arbeiten. Du und alle anderen sitzen auf einem Pulverfaß. Nichts wird euch mehr retten können. Army Island hat jetzt schon aufgehört zu existieren.«

Es waren schlimme Zukunftsaussichten, die der Sergeant mir da ins Gesicht schleuderte. Trotzdem wechselte ich das Thema und erkundigte mich: »Wohin wollt ihr fahren?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Ja, das konnte ich. London lockte. Schließlich war vor wenigen Tagen bereits ein Werwolf dort aufgetaucht und hatte seine blutigen Spuren hinterlassen. Wenn einer schon so schlimm war, was würden erst sieben und mit ihrem Chef acht Werwölfe ausrichten!

Ich durfte gar nicht darüber nachdenken. Auf jeden Fall schwebte die Weltstadt in einer großen Gefahr, und ich konnte nichts daran ändern.

»Well, Sinclair, Niederlage auf der ganzen Linie«, erklärte mir der Sergeant hämisch.

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch seine Aufmerksamkeit wurde von den beiden tanzenden Scheinwerferaugen abgelenkt.

Ein Wagen kam den Weg herunter.

»Er ist da!« sagte Rapp.

Mir war klar, daß er damit nur den Anführer dieser Meute, First Lieutenant van Cleef gemeint haben konnte.

Auch die übrigen Soldaten waren aufmerksam geworden. Sie erhoben sich aus ihren sitzenden Positionen und starrten dorthin, wo der Weg in die Lichtung mündete.

Van Cleef fuhr ebenfalls einen Jeep. Ich erkannte es am Geräusch des Motors.

Der Wagen rollte bis auf die Mitte der Lichtung. Das dicke Reifenprofil wirbelte Dreck und kleine Grassoden hoch.

Van Cleef bremste. Ein letztes Mal huschten die beiden Scheinwerferstrahlen über die Gesichter der Getreuen, dann

verlöschten sie.

Es wurde wieder dunkel.

Van Cleef stieg aus.

Seine Leute kamen näher. Sie drängten sich jetzt in der Nähe des Jeeps. Meine Augen hatten sich inzwischen ebenfalls an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Zudem war der Mond schon ein Stückchen weiter gewandert und leuchtete einen Teil der Lichtung aus.

Als die Soldaten zur Seite traten und ich freien Blick bekam, da sah ich van Cleef.

Es war nicht mehr der, den ich kannte. Vor dem Jeep stand ein schreckliches Ungeheuer.

Ein Werwolf.

Und er war gewachsen. Ja, in der Größe überragte er den alten Roderick van Cleef um einiges. Pechschwarz das Fell, grausam die Augen, gefährlich die Reißzähne.

Der Werwolf sah mich vorerst nicht, er kümmerte sich um andere Dinge. Er griff noch einmal in den Jeep und holte eine Gestalt hervor. Wie eine leichte Stoffpuppe trug er sie auf den Armen, wandte sich um und mir direkt zu.

Dann warf er die leblose Gestalt vor mir auf den Boden.

Es war keine andere als Susan Howard!

Bill Conolly hockte im Vorzimmer des Commanders. Stafford hatte ihm versprochen, so schnell wie möglich zurück zu sein. Jetzt waren schon acht Minuten vergangen, und Bill wartete weiterhin allein.

Bis er es leid war.

Der Reporter schrieb dem Commander einen Zettel, wo man ihn erreichen konnte und verließ das Vorzimmer.

Der gute Bill hatte ein anderes Ziel. Er wollte sich einmal meine Bude anschauen.

Der Reporter lief rasch auf die Kaserne zu. Unterwegs begegneten ihm zwei angeheiterte Soldaten, die ihn erkannten und auch ansprachen. »Hallo, du Federfuchser«, riefen sie. »Komm, wir jagen uns einen hinter den Knorpel. Da kannst du die ganze Scheiße hier vergessen.« Der Soldat griff nach Bills Arm, doch Conolly wich aus. Er hatte es mehr als eilig.

»Arroganter Pinsel!« schimpfte der Betrunkene. »Alles Lackaffen hier. Los, Herby, wir nehmen noch einen auf der Bude. Laß die anderen Kacker doch in Ruhe.«

Bill betrat die Kaserne. Der Wachhabende am Eingang nickte ihm zu. Er kannte den Reporter und wußte auch, daß Bill sich überall bewegen konnte.

Meine Bude hatte er schnell erreicht. Sie war nicht abgeschlossen.

Bill stieß die Tür auf, machte Licht und schaute sich um.

Leere Soldatenbuden haben immer etwas Bedrückendes und Unpersönliches an sich. Da halfen auch keine Aktfotos an den Wänden. Gemütlichkeit fehlte völlig.

Sofort sah Bill den offenen Spind. Rasch lief er hin, zog die Türen ganz auf und bekam große Augen, als er die Beretta im Spindfach liegen sah.

Der Reporter nahm die Waffe an sich. Er roch an der Mündung. Es war nicht daraus geschossen worden. Bill wußte auch, daß ich mich freiwillig nie von der Waffe trennen würde. Es mußte also was passiert sein.

Bills Herz klopfte plötzlich schneller. Ihm war klar, daß die anderen mich verschleppt hatten.

Hastig verließ der Reporter das Zimmer. Noch schneller als zuvor lief er wieder zurück in die Kommandeurskaserne.

Stafford war noch immer nicht da.

Bill wurde sauer.

Doch da vernahm er draußen Schritte. Drei Herzschläge später stieß der Commander die Tür auf. In seiner Begleitung befand sich ein Lieutenant. Stafford war blaß wie ein Leichentuch.

»Was ist geschehen?« fragte Bill.

Stafford mußte erst einmal hart schlucken, bevor er reden konnte. Dann kam die Antwort, und sie schockte auch Bill Conolly.

»Einer unserer Leute hat durch Zufall eine Bombe im Camp entdeckt. Und wir müssen davon ausgehen, daß es nicht die einzige ist...«

Bill Conolly war perplex. Und so sprachlos, daß er erst einmal kein Wort herausbekam.

Der Lieutenant schloß die Tür und blieb abwartend stehen. Auch er war bleich.

Stafford schritt zu seinem Schreibtisch. »Sie sagen ja nichts, Mr. Conolly!«

Bill hob die Schultern. Er atmete tief ein, dann aber nahmen seine Augen einen stahlharten Glanz an. »Wie ist denn die Bombe gefunden worden?«

»Ich sagte es schon, durch einen Zufall. Ein Soldat, der austreten wollte und nicht die Lust hatte, die Toilette aufzusuchen, ist buchstäblich darüber gestolpert. Die Bombe lag nicht weit vom Munitionsdepot entfernt. Sie hätte das gesamte Gebäude mit in die Luft gerissen. Wir fanden auch noch eine zweite Bombe und müssen nun davon ausgehen, daß alles verseucht ist.«

»Was waren das für Dinger?«

»Bomben mit Zeitzündern.«

»Verdammt«, murmelte Bill. »Und auf welche Uhrzeit waren sie eingestellt?«

»Exakt halb eins.«

Bill überlegte laut. »Das ist eine halbe Stunde nach Mitternacht. Um Mitternacht werden sich die Soldaten in Werwölfe verwandeln, so schreibt es das dämonische Gesetz vor.« Er warf einen Blick auf die Uhr. »Noch eine Stunde bis zur Tageswende«, sagte er.

Der Commander ging auf Bills Bemerkung nicht ein. »Ich werde Großalarm geben.« Er schaute den Lieutenant an. »Sie, Webster, sorgen dafür, daß sämtliche Soldaten innerhalb der nächsten zehn Minuten vor meiner Kaserne angetreten sind.«

»Yes, Sir!« Webster grüßte zackig und verschwand.

Im nächsten Augenblick heulten die Alarmsirenen. Es war ein schauriges Geräusch, das Bill eine Gänsehaut über den Rücken trieb und ihm regelrecht Angst einjagte. Diese Art von Geräuschen verband er immer mit den Begriffen Krieg und Bombennächte.

An so etwas wollte er nicht denken.

Der Commander sprach Bill an. »Es ist hoffentlich klar, daß ich mich jetzt um Ihre Belange nicht mehr kümmern kann, Mr. Conolly. Das Camp ist wichtiger.«

Bill nickte. »Ich habe schon verstanden.«

»Sie können aber alles tun, um Ihren Bekannten zu retten«, sagte der Commander. »Ich wünsche Ihnen viel Glück!«

»Danke.«

Damit war Bill entlassen. Stafford kümmerte sich jetzt um seine Aufgabe.

Der Reporter wußte nichts mehr innerhalb des Kommandeursraumes anzufangen. Er verließ das Zimmer.

Noch immer heulten die Sirenen. Der makabre Ton schwang über das gesamte Camp und verlor sich in der Weite der See.

Hatte das Camp vorher noch ruhig dagelegen, jetzt war der Teufel los. Überall strahlten Lampen. Türen knallten, Stimmen schrien, brüllten, fluchten. Irgendwo ging eine Fensterscheibe zu Bruch. Halbangezogene Soldaten sprangen aus den Fenstern, wenn sie nicht mehr die Zeit besaßen, zur Tür zu laufen.

Waffen klirrten und harte Schritte hämmerten auf den Asphalt.

Sieben Minuten waren um, und die ersten Soldaten standen schon in Reih und Glied.

Bill Conolly hielt sich etwas zurück. Er hatte sich allerdings den fahrbaren Untersatz vom Nachmittag besorgt. Den Schlüssel zum Wagen hielt er bereits in der Hand.

Die letzten drei Minuten vergingen.

Genau in der geforderten Zeit standen die Soldaten bereit.

Stafford war zufrieden.

Er verließ sein Haus. Der aus der Tür fallende Lichtschein umschmeichelte seine Gestalt. Stafford ging ein paar Schritte, nahm die Meldung entgegen und wandte sich an die Soldaten.

Bill Conolly war gespannt, was er ihnen sagen würde. Bestimmt würde er nicht von Werwölfen sprechen.

Der Reporter irrte sich nicht. Der Commander ließ die Werwölfe aus dem Spiel. Geglaubt hätte ihm kaum jemand. Die, die es anging, waren sowieso nicht mit angetreten.

Stafford machte allerdings allen Soldaten den Ernst der Lage klar. Er teilte selbst die Spürtrupps ein, die, ausgerüstet mit speziellen Geräten, sich auf die Suche nach weiteren versteckten Bomben machen sollten.

Bill Conolly hatte genug gehört. Die Männer würden in unmittelbarer Nähe des Camps bleiben, so daß er freie Bahn hatte. Sein Ziel stand längst fest.

Der Reporter wollte zu diesem kleinen Wäldchen fahren, denn wenn er die Werwölfe traf, dann nur dort.

Er schaute zum Himmel.

Voll stand der Mond dort oben. Als runder, heller Fleck in einem düsteren Blaugrau.

Conolly biß die Zähne zusammen. Diese Werwölfe sollten ihn kennenlernen. Zwei Waffen besaß er und auch genug Ersatzmunition.

Der Reporter setzte sich in den Jeep. Er drehte den Zündschlüssel, der Motor kam sofort.

Bill gab Gas.

Eine Staubfahne wallte hinter den Reifen auf, als er das Camp verließ. Kein Blick folgte ihm. Die Soldaten hatten genug damit zu tun, weitere Bomben ausfindig zu machen. Das Camp glich plötzlich einem aufgeschreckten Hühnerhaufen.

Bill Conolly konnte es sich leider nicht leisten, ohne Licht zu fahren. Dafür war das Gelände zu unübersichtlich. Außerdem kannte er es kaum.

Als im Camp eine weitere Bombe gefunden wurde, war Bill Conolly schon nicht mehr zu sehen...

Susan Howard wirkte wie tot.

Für einen endlos langen Moment hatte auch ich das Gefühl, daß sie nicht mehr lebte, und eine unsichtbare, eiskalte Hand schien mein Herz zusammenzupressen.

Doch dann sah ich, daß sich ihre Brust in schwachen Atemzügen hob und senkte.

Eine Zentnerlast fiel mir vom Herzen.

»Keine Angst, sie ist nicht tot, noch nicht«, sprach mich van Cleef an.

Er hatte Schwierigkeiten, die Worte deutlich auszusprechen, der First Lieutenant wurde immer mehr zum Tier.

Wir starrten uns an. Ich wich dem Blick der gnadenlosen Augen nicht aus, sondern fragte: »Was hast du mit ihr vor?«

»Mitnehmen, ja, wir werden sie mitnehmen. Sie bleibt als Pfand bei uns.«

»Sie hat euch nichts getan. Laßt sie frei! Sie kann euch auch nicht verraten, denn ihr seid viel schneller weg als sie.«

»Nein, Sinclair, ich lasse sie nicht frei. Außerdem solltest du auch an dein Schicksal denken und nicht nur an das der anderen. Dir wird es noch dreckig genug ergehen.«

Das glaubte ich ihm aufs Wort.

Der Sergeant meldete sich. »Soll ich ihn jetzt umlegen?« fragte er und nahm die Maschinenpistole von der Schulter. »Nein!«

»Das will ich machen!« kreischte mein Stubenkamerad Hiller. »Ich will ihn haben!« Er kam angelaufen, das Gesicht verzerrt, die Zähne gefletscht.

Van Cleef schaute ihn an. »Gut, ich überlasse ihn dir. Such dir einen weiteren Freund aus. Sinclair ist stark, aber zu zweit seid ihr ihm überlegen.«

»Danke, Meister, danke.« Hiller sprach mit Ergebenheit. Mich widerte er an.

Van Cleef warf einen Blick zum Himmel hoch. Er suchte den Mond und fand ihn. Ein kaum zu definierendes Geräusch drang aus seinem Rachen. Es glich irgendwie einem säuselnden Heulen. Das sollte wohl die Freude der Bestie ausdrücken.

Der Erdtrabant hatte nun seine richtige Stellung erreicht. Voll traf sein fahler Schein die Lichtung, und die Wesen der Nacht konnten ihre Kraft schöpfen.

Nichts hinderte den Werwolf mehr an einer Beschwörung. Mit fauchenden Lauten rief er seine Diener zusammen.

Ich lag noch immer am Boden und beobachtete alles aus meiner Froschperspektive. Buck Hiller konnte es nicht lassen und versetzte mir im Vorbeigehen einen Tritt.

Es tat weh, und ich reagierte reflexartig. Sofort zog ich die Beine an und ließ sie wieder vorschnellen. Sie wuchteten in Hillers Kniekehlen. Der machte eine Verbeugung und fiel ins Gras. Aber sofort war er wieder auf den Beinen, und dabei heulte er wie ein angeschossenes Tier. Er wollte sich auf mich stürzen, doch van Cleef hielt ihn zurück.

»Später!« rief er.

Hiller stoppte. Einen letzten Blick warf er mir zu. In seinen Augen schillerte Mordlust.

Nach wie vor lag Susan Howard unbeweglich vor meinen ausgestreckten Beinen. Sie und auch ich wurden von Sergeant Rapp

bewacht. Mit schußbereiter Waffe stand er neben uns. Sein Finger lag am Abzug. Ich hoffte nur, daß er nicht das nervöse Zucken bekam.

Die Soldaten hatten sich um van Cleef, ihren Meister, versammelt. Er bildete den Mittelpunkt des Kreises. Jeden Mann überragte er mindestens um Haupteslänge. Van Cleef bot ein schauriges Bild, als er sich um die eigene Achse drehte und sich dabei im Licht des Vollmondes badete.

So hoch es ging, hob er die Arme.

Dann hörten wir das Heulen.

Zuerst dachte ich, daß van Cleef dieses Geräusch ausgestoßen hatte, doch Rapps Fluch belehrte mich eines besseren.

Er zuckte herum und schaute van Cleef an.

Der Werwolf sprengte den Kreis und stampfte auf Sergeant Rapp zu. »Was ist das?«

»Das kommt vom Camp. Hört sich an wie die Alarmsirene.« Rapps Stimme klang unsicher.

In mir wuchs die Hoffnung.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte der Werwolf und befahl Rapp, bis zum Waldrand zu gehen, um dort Wache zu halten.

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Wenn welche kommen, sehe ich sie auch von hier aus«, sagte er.

Van Cleef war einverstanden. Er trat wieder zurück in den Kreis seiner Diener.

Mich sprach Rapp an. »Mach dir nur keine falschen Hoffnungen, Sinclair. Dich erledigen wir so oder so.«

Ich gab ihm keine Antwort.

Dann folgte das Heulen des Riesenwolfes. Van Cleef ging halb in die Knie, hob die Arme und jaulte seinen klagenden Schrei in die Nacht und dem Mond entgegen.

»Ihr Geister der Hölle!« rief er, »steht eurem Diener bei und erhört ihn. Ihr Kräfte der Natur, ballt euch zusammen und bringt den Segen des Teufels. Ihr Geister der Tierwelt, hört mich an und gebt mir die Kraft, die ich brauche, um eure Macht in die Welt zu tragen.«

Es waren beschwörende Sätze, die ich mit anhören mußte, und mir war wirklich nicht wohl in meiner Haut.

Dieser Werwolf rief die großen Naturgeister an, die sich oft mit Dämonen verbündeten und deren Macht ungeheuer war. Das Gebiet der Naturgeister hatte noch niemand richtig durchforscht, und auch ich war nicht oft damit in Berührung gekommen. Es war aber ebenso groß wie das Reich der Dämonen und ebenso geheimnisvoll und unerforscht.

Van Cleef wurde erhört.

Plötzlich verdunkelte sich der Mond. Ein gewaltiger Schatten schob sich vor den Himmelskörper.

Van Cleef jaulte auf. Es muß ein Freudenschrei gewesen sein, und wenig später sah ich auch den Grund.

Der Schatten am Himmel hatte Gestalt angenommen. Tiefschwarz stach er deutlich vor dem etwas helleren Ton des Firmaments ab.

Ein Gesicht?

Nein, eine Fratze.

Ich hielt den Atem an. Das, was ich sah, war Wirklichkeit. Am Himmel und vor dem Mond zeichnete sich wie eine gewaltige Projektion das Gesicht eines Werwolf es ab. Van Cleef hatte ihn angerufen. Er hatte ihn beschworen, und er war gekommen.

Der Geist des Urwerwolfes, denn auch das Dämonische hatte einen Anfang gehabt. Er erschien vor dem bleichen Mond, um seinen Getreuen auf der Erde Rückendeckung zu geben.

Van Cleef fiel in die Knie.

Ich war geschockt. Meine Gedanken drehten sich nicht einmal um die Ereignisse auf der Lichtung, sondern flogen weiter. Wenn es einen Urwerwolf gab, dann gab es sicherlich auch einen Urvampir oder einen Urghoul...

Schlimme Aussichten...

Als ich wieder den Blick hob, war das Gesicht am Himmel verschwunden. Klar warf der Mond sein fahles Licht wieder auf den runden Platz mitten im Wald. Wenn das Licht aber die Bäume am Rand der Lichtung traf, so sah ich zwischen manchen Zweigen und Ästen Gespinste silbern aufleuchten.

Van Cleef hatte sich wieder beruhigt. Nachdem das Gesicht verschwunden war, dachte er an seine eigentliche Aufgabe.

Seine Diener sollten zu Wölfen werden! Endgültig.

Die Soldaten schlossen den Kreis enger. Vom Waldrand her schlenderte Sergeant Rapp heran.

Neben mir blieb er stehen. Sein drohender Schatten fiel über mich. Ich verdrehte die Augen.

Rapp grinste. »Keine Chance, Sinclair, vom Camp kommt niemand, um euch rauszuholen.«

Ich verbiß mir die Antwort.

Vor mir ging das Ritual weiter. Die sieben Soldaten mußten sich hinsetzen. Im Schneidersitz nahmen sie Platz und spannten ihre Hände um die angezogenen Knie.

Der große Werwolf begann mit seinen Beschwörungen. Er ging zu jedem einzelnen hin, legte ihm die Hand auf den Kopf und stieß Laute aus, die ich beim besten Willen nicht deuten konnte. Aber jeder, dem er die Hand auf den Kopf legte, schaute gläubig zu ihm hoch. Noch waren die Gesichter der Soldaten normal. Vielleicht zum letzten Mal in ihrem Leben.

Ich fühlte mich plötzlich elend. Die Vorstellung, zusehen zu müssen,

wie Menschen zu Bestien wurden, machte mich verrückt. Hilflos lag ich am Boden und konnte nichts tun. Auch an den Dolch, meine einzige Waffe, kam ich nicht heran.

Es war wirklich eine schlimme Sache.

Van Cleef hatte sein Ritual beendet. Er blieb in der Kreismitte stehen, hob beide Arme und legte die Hände gegeneinander. Dann stieß er einen klagenden Laut aus, der weit über die Lichtung schallte, dem dunklen Himmel entgegenstieg und sich schließlich verlor.

Es war ein Ton, der mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Makaber und schlimm, grausam und schrill, klagend und triumphierend gleichzeitig und erfolgreich.

Bei den Dienern begann die Verwandlung.

Kaum war der Schrei des Werwolfs verstummt, fiel der erste Soldat zu Boden. Er stieß einen brüllenden Laut aus, und ich glaubte, in dem Mann Buck Hiller zu erkennen.

Die Verwandlung begann.

Der Körper zuckte, während er sich gleichzeitig streckte. Das Gesicht veränderte sich, Fell wuchs auf den Armen, Beinen und der Brust. Aus dem Mund wurde eine hervorspringende Schnauze, ein gieriger Rachen, der sofort aufklaffte und seine Reißzähne präsentierte. Die rote Zunge hing wie ein Lappen hervor. Arme und Beine schlugen arhythmisch auf den Boden, fetzten Gras heraus, während die Verwandlung weiter fortschritt.

Es dauerte einige Minuten, dann erhob sich Buck Hiller.

Der Werwolf war geboren!

Ich konnte ihn genau sehen. Er war längst nicht so groß wie van Cleef, sondern hatte seine normale Länge behalten, aber trotzdem sah ich vor mir eine furchterregende Gestalt. Ich ahnte, welch eine Kraft in den Tatzen und Pranken steckte. Als das Fell vom Mondschein getroffen wurde, glänzte es silbrig auf. Die Augen leuchteten gelb, vor dem Maul sprühte Schaum.

Hiller war kaum zu bändigen.

Er wollte sein erstes Opfer.

Mich...

Der nächste Werwolf entstand. Es war das gleiche Spiel. Die Kraft des Mondes und der Geist der finsternen Beschwörung erreichten diese grausame Metamorphose und förderten sie stark.

Einer nach dem anderen wurde zu einer Bestie.

Dann erwachte Susan Howard.

Ich sah es, als mein Blick sie zufällig streifte. Sie richtete sich auf, ich stieß ein zischendes Geräusch aus, während sie mich verständnislos anschaute und ihre Hände hoch zum Hals fuhren.

Sie begriff noch nicht.

Daß sie eine Gefangene war, das machte ihr Sergeant Rapp auf

drastische Art und Weise klar.

Er ging die zwei Schritte vor, die sie trennten, hockte sich hin und ließ Su in die Mündung der Uzi schauen.

»Du weißt, was das ist, Süße?« fragte er.

Su nickte automatisch.

»Wenn du nicht genau das tust, was ich von dir verlange, wird die Uzi hier ihr Blei spucken, und dann ist es für dich vorbei. Also gehorche!«

»Wo ist Rod?«

Jetzt würde sie die Wahrheit erfahren.

Sergeant Rapp grinste kalt. »Schau dich um, Süße, du wirst deinen Freund sicherlich finden. Er wartet schon auf dich!«

Als das Girl nicht sofort gehorchte, packte der Sergeant ihre Schultern und drehte sie herum, so daß sie die Werwölfe anschauen mußte.

Susan erschrak. Sie riß den Mund auf, wollte schreien, doch Rapp preßte ihr seine Hand auf die Lippen. »Sei ruhig, Süße, ganz ruhig! Du wolltest ihn doch sehen. Da ist er, dein großer Held.«

Ja, van Cleef überragte seine Diener. Wäre nicht seine vorstehende Schnauze gewesen, hätte man ihn für einen riesigen Gorilla halten können, wenn er aufgerichtet dand.

Seine sieben Diener hatten ihn eingerahmt. Auch sie wandten sich uns jetzt zu, und ich schaute in sieben grausam leuchtende Augenpaare, die uns fixierten.

Van Cleef jedoch hatte den Blick zum Himmel gerichtet, wo der Mond weiter gewandert war und sein Schein die kleine Waldlichtung nur noch streifte.

»Ro... derick?« stöhnte Susan Howard fragend.

Van Cleef lachte. Es war vermischt mit einem bösen Knurren, und als er langsam vorging, hatte ich für einen Moment die wahnsinnige Angst, daß er sich an der Frau vergreifen konnte.

Doch er blieb vor ihr stehen.

Der Raubtierschädel senkte sich. Er schaute Susan Howard an. »Du hast mich doch einmal geliebt, nicht wahr?« fragte er.

Su nickte. Aber sofort schüttelte sie den Kopf. »Nein, ich habe dich nicht geliebt. Ich...«

»Lüg nicht!« donnerte der Werwolf mit kratzender Stimme. »Ich weiß genau über deine Gefühle Bescheid. Du hast sie mir oft genug zu verstehen gegeben. Und jetzt wirst du mir beweisen, wie sehr du mich liebst. Ich nehme dich mit!«

Die letzten Worte hatte er triumphierend ausgestoßen. Wie jemand, der sich seiner Sache völlig sicher ist und einen großen Sieg errungen hat.

Susan Howard begriff erst nicht. Es dauerte seine Zeit, bis diese

Worte in ihrem Gehirn Anklang gefunden hatten, dann aber riß sie die Augen weit auf und fuhr mit einem Schrei in die Höhe.

»Nein!« schrie sie, »nein, ich will nicht!« Voller Panik schaute sie sich um, sah mich am Boden liegen und mußte merken, daß ich an meiner eigenen Wut und Hilflosigkeit fast erstickte. Verzweifelt riß und zerrte ich an meinen Fesseln, doch sie saßen so fest, daß sie um keinen Millimeter nachgaben.

Es war zwecklos.

Ich gab die Befreiungsversuche auf.

Susan Howard jedoch nicht.

Sie tat in ihrer Verzweiflung das, was vielleicht jeder Mensch getan hätte.

Sie floh!

Sie überraschte alle damit, als sie sich auf dem Absatz herumwarf, auch an mir vorbeirannte und dem Rand der Lichtung zustrebte.

Sie hatte keine Chance.

Nicht die Werwölfe nahmen die Verfolgung auf, sondern Sergeant Rapp. Er war schnell, schneller als Su.

Das Girl erreichte gar nicht erst den Waldrand, da stieß Rapp sich ab und packte zu.

Seine Hände waren wie Klauen. Sie rissen das Girl zu Boden. Susan schrie auf, als sie in das Gras prallte, wollte aber nicht aufgeben und kroch weiter.

Rapp war sofort über ihr.

Hart riß er sie herum. Er ballte die Faust, hob den Arm und setzte zu einem mörderischen Schlag an.

Ich schloß die Augen.

Doch Rapp schlug nicht zu. Plötzlich erschlaffte Susan Howard und begann zu weinen.

Rapp nickte zufrieden und grinste. An der Schulter zog er das Girl hoch. Schwankend stand Susan in seinem Griff.

Der Sergeant schaute sie an. »Geh, verdammt!« sagte er verächtlich und schleuderte sie vor.

Susan hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben, aber van Cleef fing sie auf. Leicht hob er sie hoch und legte sie über seine ausgebreiteten Arme.

Die Schöne und das Biest! Unwillkürlich fiel mir dieser Vergleich ein.

Van Cleef drehte sich um. Jetzt schaute er mir ins Gesicht. Ich kam mir direkt klein und häßlich vor, denn der Werwolf wuchs vor meinen Füßen übergroß in die Höhe.

»Es ist soweit, Sinclair!« knirschte er. »Wir werden von hier verschwinden. Vorbereitet ist alles. Hiller und ein weiterer Freund werden dich töten. Die zwei kommen dann mit einem anderen Boot nach.« Er drehte sich um und ging.

Sekunden später war seine hohe Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden.

Auch Rapp schritt an mir vorbei. Nach einem Schritt drehte er sich noch einmal um und grinste.

»Sonderbehandlung, Sinclair«, spottete er, »die hast du überstanden. Aber die Spezialbehandlung hat noch niemand überlebt!«

»Irgendwann, Rapp, da werden sie dich, holen«, sagte ich. »Und dann wanderst du hinter Gitter. Ich bin gespannt, wie die Spezialbehandlung dir bekommen wird.«

Er lachte. »Sehr gut sogar.« Rapp griff in die Taschen und holte mein Kreuz hervor. »Kennst du das, Sinclair?« höhnte er. »Ein schönes Spielzeug, fürwahr.«

Ich senkte den Blick.

Man muß mich verstehen, an diesem Kreuz hing mein Herzblut. Es war schwer für mich, es in den Händen eines Gegners zu sehen. Dämonen konnten es nicht anfassen, doch wenn sich Gangster oder normale Menschen mit den Mächten der Finsternis verbündeten, war es leicht, mir das Kreuz abzunehmen.

Eine bittere Erfahrung.

Rapp verschwand.

Die Lichtung leerte sich langsam.

Nur drei Personen blieben zurück.

Zwei Werwölfe und ein gefesselter John Sinclair...

Bill Conolly scheuchte den Jeep, daß der geländegängige Wagen in allen Fugen ächzte und stöhnte. Aber der Reporter kannte keine Rücksicht. Entweder schaffte es der Wagen oder er gab seinen Geist auf. Eine dritte Möglichkeit sah Bill nicht.

Zweimal war er vom Weg abgekommen und zwischen die Felsen gefahren. Nicht immer hatte er die Lücke gefunden, die Verkleidung sah an den Kotflügeln dementsprechend aus.

Der Wagen bockte und sprang, wenn Bill ihn über Unebenheiten im Boden steuerte. Der Reporter hatte auch Mühe, das Lenkrad richtig festzuhalten.

Aber an Aufgabe dachte Bill nie. Er prügelte den Wagen weiter, erreichte die höchste Erhebung der Insel und rollte dann auf den Wald zu.

Jetzt löschte Bill die Scheinwerfer. Er wollte es seinen Gegner nicht noch leichter machen.

Wenig später erstarb auch der Motor des Jeeps. Das Gefälle war stark genug, um den Wagen von allein hinunterrollen zu lassen. Bills einziger Begleiter war der Mond. Das Licht ergoß sich auf die Insel und ließ die blanken Felsen manchmal so stark aufleuchten, als wäre

das Gestein von Silberadern durchzogen.

Der Fahrtwind wühlte in Bills Haaren. Das Gesicht meines Freundes zeigte volle Konzentration. Kein Lächeln kerbte mehr die Lippen, und Bill achtete auf jedes Geräusch.

Stur schaute er nach vorn. Dann glaubte Bill, den Wald zu erkennen. Dunkel hob er sich gegen den etwas helleren Untergrund ab.

Bill tippte jetzt stärker das Bremspedal an. Er wollte nicht bis an den Waldrand fahren, sondern vorher anhalten, aussteigen und das letzte Stück des Weges zu Fuß gehen.

Rechts von ihm wuchs ein Geröllfeld in die Höhe. Es war mit flachen, kieselartigen Steinen übersät, und der Reporter lenkte seinen Wagen dorthin.

Der Jeep stand.

Bill Conolly stieg aus. Auf den Steinen rutschte er fast aus, fing sich jedoch und lief auf den Waldrand zu.

Stimmen vernahm er nicht. Er hörte nur das Rauschen der Brandung. Hatten die Bestien die Insel verlassen? Kam er zu spät?

Bill fieberte innerlich, und er beschleunigte seine Schritte. Unter seinen Füßen rutschten kleinere Steine weg. Sie rollten vor ihm her.

Dann stand er am Wald.

Dunkelheit nistete zwischen den Bäumen. Bill sah auch den Weg, der in den Wald hineinführte.

Aber er hörte nichts.

Der Reporter zog beide Waffen. Sie gaben ihm ein Gefühl der Sicherheit.

Langsam und schleichend setzte er sich in Bewegung...

Die Werwölfe hatten bis auf zwei die Lichtung verlassen. Und diese beiden wollten mich töten.

Hiller konnte ich deutlich von dem anderen Wolf unterscheiden. Mein ehemaliger Zimmergenosse war etwas größer. Er machte auch den Anfang und schlich auf mich zu. Seine Zähne fletschte er dabei, die Arme hatte er vorgestreckt.

Der zweite Werwolf folgte ihm in einem Schritt Abstand. Gras raschelte, als er näherkam.

Nur noch ein Restlicht traf die Lichtung im Wald, denn der Mond war weiter gewandert. Hinter mir lag der Platz bereits in der Dunkelheit.

Als ich die beiden Bestien vor mir sah, klopfte mein Herz schneller. Sie boten wirklich einen schaurigen Anblick, und ich lag gefesselt vor ihnen.

Wehrlos...

Angst kroch in mir hoch.

Sie wurde stärker als Hiller sich vorbeugte und dabei seine Pranken ausstreckte, um nach mir zu greifen.

Ich zog die Beine an und ließ sie in einer verzweifelten Reaktion vorschnellen.

Mit allem hatte die Bestie gerechnet, nur nicht mit einer sofortigen Attacke.

Voll traf ich das Ziel.

Meine Füße knallten gegen die ungeschützte Brust des Werwolfes. Er wurde nach hinten katapultiert, stieß einen röhrenden Schrei aus, verlor das Gleichgewicht und fiel hin.

Aber sofort war der zweite da.

Und, der warf sich auf mich.

Ich bin dauernd im Training, und kann auch als Gefesselter meine Reflexe ausspielen. Bevor diese Bestie mich packen konnte, rollte ich zur Seite, und der schwere Körper wuchtete dicht neben mir zu Boden.

Wutgebrüll war die Antwort. Ich rollte weiter, nur weg aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Aber Hiller hatte aufgepaßt.

Er sprang in Riesensätzen über die Lichtung, und diesmal hatte ich ihm wirklich nichts entgegenzusetzen.

Der Werwolf riß mich auf die Füße. Sein Maul sah ich dicht vor mir. Wie eine Puppe hielt er mich in seinen Pranken. Von der Seite her kam der andere Werwolf. Er bückte sich und riß mir die Beine weg.

Für einen Augenblick schwebte ich in der Luft, dann hatten sie mich richtig gepackt, um mich wegtragen zu können.

Wohin?

Ich rechnete damit, daß sie mich auf der Lichtung töten wollten, aber die Bestien hatten etwas anderes vor. Sie tauchten mit mir in den Wald ein und fanden sofort den schmalen Pfad, der sich zwischen den Bäumen entlangschlängelte.

Meiner Berechnung nach mußte er zum Strand führen.

Sollte dort meine Todesstätte sein?

Minuten später sah ich das Schimmern der Wellenkronen und hörte das Rauschen der Brandung gegen den Fels. Wir ließen den Wald hinter uns, und vor meinen Augen öffnete sich ein kleines Paradies.

Eine winzige Bucht. Heller Sand bedeckte den Boden. Die Meeresbrandung wurde schon vor der Bucht gebrochen, so daß die Wellen sanft auslaufen konnten.

Das dicke Schlauchboot hob sich in seiner Tarnfarbe kaum von der Dunkelheit ab. Es war aber das Ziel der beiden Werwölfe.

Auf einmal wurde mir klar, was die beiden Bestien mit mir vorhatten.

Sie wollten aufs Meer hinausfahren, mich dort umbringen und meine Leiche der See übergeben.

Ein teuflischer Plan.

Vor dem Boot warfen sie mich in den Sand. Keiner von ihnen dachte daran, mir die Fesseln abzunehmen. Nach wie vor schnitten sie in mein Fleisch.

Hiller gab auf mich acht, während der andere Werwolf das Boot ins Wasser schob, einstieg und den kleinen Außenborder am Heck über die Bordwand kippte.

Er gab Hiller ein Zeichen. Der wußte Bescheid, hob mich hoch und warf mich in das Boot. Da es sehr breit war, schaukelte es kaum.

Rasch stieg Hiller nach.

Der andere schob das Schlauchboot noch in tieferes Gewässer, sprang ebenfalls hinein und ließ den Außenborder an. Er tuckerte ein paarmal und lief danach ruhiger.

Mir gelang es, über die Bordwand zu schauen. In der Ferne glaubte ich, ein größeres Schiff verschwinden zu sehen, Das war van Cleef mit seinen Dienern und der Geisel Susan Howard.

Gemächlich tuckerte das Schlauchboot dem Ende der schützenden Bucht zu. Sie wurde von zwei hohen Felsen eingerahmt, die wie Türme aussahen und sich scharf gegen den Himmel abhoben.

Hiller beugte sich über mich. Seine Wolfsschnauze befand sich dicht vor meinem Gesicht.

Er lachte. »Draußen, Sinclair«, sagte er, »da werden wir dich töten und dann ertränken.«

Mir wurde plötzlich schlecht vor Angst...

Mit schußbereiter Waffe stand der Reporter Bill Conolly auf der kleinen Lichtung.

Leer!

Keine Spur von den Werwölfen. Auch als Bill sich einmal im Kreis drehte, sah er nichts.

Er hatte eine Taschenlampe mitgenommen und schaltete sie jetzt an. Stück für Stück suchte er die Lichtung ab. Er rechnete sogar damit, meine Leiche zu finden, doch die Suche blieb zum Glück erfolglos.

Plötzlich horchte Bill auf.

Das tuckernde Geräusch war durch die Stille an seine Ohren gedrungen.

Ein Boot.

Das war die Lösung.

Plötzlich war der Reporter nicht mehr zu halten. Er warf sich förmlich in den Wald hinein und achtete nicht auf die Zweige und Äste, die sein Gesicht peitschten.

Bill erreichte die Bucht.

Das Boot befand sich bereits auf dem Wasser. Keine Chance für ihn, es schwimmend einzuholen.

Conolly hätte heulen können vor Wut. Aber er gab nicht auf. Bill suchte die Umgebung nach einem zweiten Boot ab, fand jedoch keins, aber seine Blicke glitten über die beiden Felstürme, die das Ende der Bucht markierten.

Das Boot hatte sie noch nicht erreicht.

Bill Conolly zögerte keinen Augenblick mehr, denn die Idee war wie ein Blitzstrahl in ihm hochgezuckt.

Er lief nach rechts, turnte einen Felsen hoch, erreichte eine schmale Leiste, ging auf Hände und Füße nieder und kletterte so immer höher.

Er näherte sich dem Felsturm. Der Wind zerzte an seiner Kleidung, biß hindurch, aber der Reporter gab nicht auf.

Inzwischen fuhr das Boot weiter. Es war jetzt schneller geworden und näherte sich immer mehr dem Ende der Bucht.

Bill Connolly verlor an Boden. Er kam nicht mit. Zudem mußte er einen Umweg machen.

Der Reporter bemerkte voller Verzweiflung, daß seine Chancen, mich zu retten, immer mehr sanken...

ENDE des ersten Teils

[1] Siehe John Sinclair Nr. 88 »Der Friedhof des Schreckens«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 87 »Schrei, wenn dich die Schatten fressen!«